

# 2

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1973



40



28

# INHALT


4 Das Gewehr im Hauklotz
12 Postsack
16 Die Reichelts gehen den Berg an
22 Anekdoten
24 Auf Partisanenpfaden
28 Ein Flirt mit dem Flirt
32 Die „Fünfzehn" wurde 25
38 Er hat mich . . .
40 Mädchen oder Junge?
43 Der Sohn des Soldaten
50 Soldaten schreiben für Soldaten
52 Kick the habit
56 Der Einbruch in die Zitadelle
62 Die Wolkenkompanie
70 Militärtechnische Umschau
72 AR international
76 Scharfe Schüsse
82 Typenblätter
84 Lebendiger Gips
89 AR-Sammelbild
90 Im Winter Sport ≠ Wintersport




76



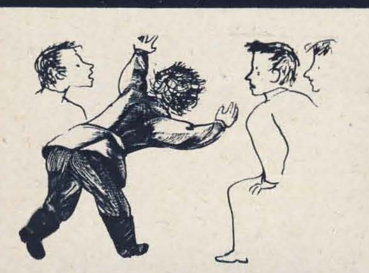
38



32



84



43

DAS GEWEHR IM HAUKLOTZ 4

Eines gefällt mir nicht:
Warum erfahren wir jeweils nur von Woche zu Woche,
was auf dem Dienstplan steht?

Soldat Rudolf Böttich

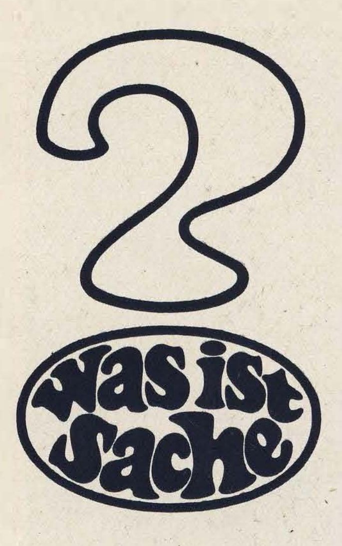
Wir wollten mit der Kompanie-Fußball-Mannschaft in der Kreisklasse spielen. Das wurde uns abgelehnt.

Soldat Robert Jansen

Damit sind Sie unzufrieden.
Das gefällt mir.
Und ich finde es prima, daß Sie so an Ihren Wehrdienst herangehen: Mit der selbstbewußten, kritischen Haltung eines jungen Sozialisten, der um den Sinn des Soldatseins bei uns weiß und seinen militärischen Klassenauftrag ernst nimmt. Sehr ernst sogar. Und den es folglich drängt, nicht bloß über die Ausbildung der nächsten Woche informiert zu sein, sondern auch über größere militärische Zusammenhänge – damit eben der Soldat die Tagesanforderung und das Wochenprogramm besser in das große Ganze einzuordnen vermag. Ich sehe darin ein echtes geistiges Bedürfnis unserer Zeit, geboren aus politischem Verantwortungsgefühl und hoher Leistungsbereitschaft. Dem sollten Ihre Vorgesetzten sich stellen: Konkret, informativ und sachlich. Denn es kämpft und lebt sich besser, wenn man möglichst genau weiß, welche Ziele man anzusteuern hat.

Im allgemeinen gibt es da bei Ihnen keine Frage. Das lese ich aus Ihrem Brief heraus. Sie wissen, daß hohe Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft unserer verbündeten Armeen ein friedenerhaltender Faktor sind. Beides hat wesentlich zur Veränderung des internationalen Kräfteverhältnisses beigetragen und wird es künftig immer stärker zu unseren Gunsten beeinflussen. Diese Zusammenhänge sind Ihnen bekannt.

Ihnen geht es um Zusammenhänge anderer Art. Darum, vor welche unmittelbare Aufgaben Ihre Einheit gestellt ist – über den Tag hinaus. Was Sie an Bewährungsproben erwartet und worauf Sie sich einzustellen haben. Das




Heute interessiert Sie aus der Sicht des Morgen: Dem Bau welchen Gebäudes jeder Baustein, jede Norm und jede militärische Leistung, dient. Und mir scheint auch jenes Ansinnen gerechtfertigt, das den einheitsweise zu planenden Erholungsurlaub betrifft. Schließlich möchte man ja die knappe Zeit sinnvoll nutzen und rechtzeitig Vorbereitungen dafür treffen ...

All das ist für mich kein nach Privatinteressen zusammengestellter Wunschzettel. Ich werte Ihr Verlangen nach besserer Information als Ausdruck hohen sozialistischen Bewußtseins und des Bedürfnisses nach initiativreicher Mitgestaltung des Wehrdienstes. So soll, so muß es sein. Denn gerade das macht uns stark. Der Sozialismus braucht und entwickelt den denkenden, sich seiner Sache bewußten und ihr mit schöpferischer Initiative dienenden Soldaten. Das aber setzt auch größere Kenntnisse und eine bessere Information voraus.

Nichts gegen Fußball.

Vor allem dann nicht, wenn aus Zuschauern Aktive werden – natürlich keine Zuhauer! Die Jagd nach dem runden Leder tut ganz besonders auch Soldaten gut. Weil der Körper allseitig belastet wird und sich im Spiel wohl auch das physische Leistungsvermögen erhöht.

Also sollen Sie Fußball spielen.

Und die gerade erst neugewählten Leitungen der Armeesportvereinigung „Vorwärts" sollten Ihre Initiative tatkräftig fördern und unterstützen. Dennoch gibt es ein „Aber". Ich brauche Ihnen nicht vorrechnen, was es bedeuten würde, wollten alle Kompanien Ihres Truppenteils mit eigenen Mannschaften am Punktspielbetrieb des DTSB teilnehmen. Sonntag für Sonntag wären soundsoviel Genossen auf Achse, im ganzen Kreisgebiet. Und die Gefechtsbereitschaft? Oder: Es gibt Alarm, die Truppe geht ins Feldlager, zum Gefechtsschießen, zur Übung. Was dann? Kurz gesagt: Die militärischen Erfordernisse lassen es nicht zu, daß jede Kompanie am Wettkampfbetrieb des DTSB teilnimmt.

Die Lösung liegt im Truppenteil selbst – beim internen Spiel- und Wettkampfbetrieb. Darauf sollten Sie sich orientieren. Indem Sie sich dafür anmelden, zu seiner interessanten Gestaltung beitragen und untereinander den Kampf um Tore und Punkte aufnehmen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur



# DAS GEWEHR IM HAUKLOTZ

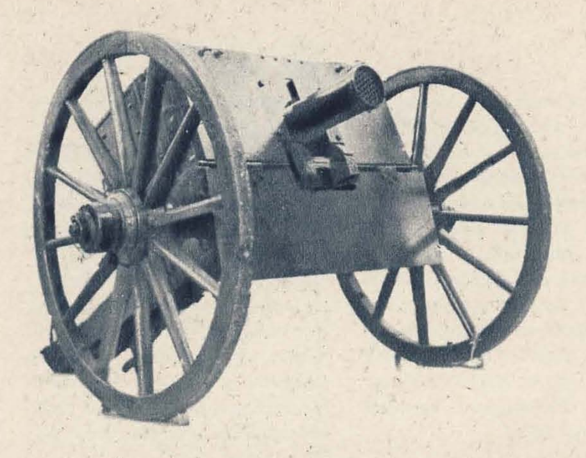
Einen Meter groß ist er etwa, wie ein Hauklotz sein muß. Schwer und knorrig. Die vormals gerade geschnittene Auflagefläche ist tausendfach gekerbt vom vielen Holzmachen. Wie er einst so dagestanden hat, irgendwo in einem Schuppen, keiner wäre wohl auf den Gedanken gekommen, daß er sich an der Seite aufklappen ließ und in seinem Innern ein in drei Teile zerlegtes Gewehr verbarg.

Das hört sich an wie ein Krimi. Und es hat in der Tat Ähnlichkeit damit. Bis zum heutigen Tag ist noch nicht eindeutig geklärt, wo genau er gestanden hat, dieser Hauklotz. Wem er gehört hat und wer einst in den letzten Märztagen 1920 das Messer zur Hand genommen hat, um den Platz für die Waffe auszuhöhlen. Unbekannt ist, wer dann das Gewehr darin versteckt hat, versteckt vor den Reichswehrtruppen des Generals von Seeckt, die die gegen den Kapp-Putsch angetretenen Arbeiter des mitteldeutschen Industriegebietes blutig niederschlugen. Das sind Fragen, die einst den Untersuchungsrichter interessiert hätten. Brennend sogar. Waren doch Waffen in Arbeiterhänden etwas höchst Kriminelles und Hochverräterisches im Klassenstaat der Bourgeoisie. Heute sind es Fragen, die nicht allein den Historiker bewegen, sondern uns alle. Was einstmals nach bürgerlichem Recht als gesetzwidrig galt, der Kampf für die Interessen und die Sache der Arbeiter-

klasse nämlich, ist heute, in unserem sozialistischen Staat, erstes und oberstes Gesetz. Ihm dient unsere Nationale Volksarmee. Sicher mit besseren, moderneren und wirkungsvolleren Waffen, aber fußend auf den Traditionen, die uns die Arbeiterklasse – ganz besonders mit ihren bewaffneten Kämpfen gegen den gleichen Feind – gibt. Das Gewehr im Hauklotz ist ein stummer und zugleich beredter Sachzeuge dafür.

Wir finden ihn am Dr.-Kurt-Fischer-Platz in Dresden, genauer gesagt im Armeemuseum der Deutschen Demokratischen Republik. Links neben dem Hauklotz ein MG 08, bis zum Jahre 1962 eingemauert in das Fundament eines Hauses. Zusammen mit zwei anderen Maschinengewehren und zehn Gewehrläufen. Weißenfelser Arbeiter machten den Fund bei Abrißarbeiten. Im gleichen Jahr 1920, in welchem ein Proletarier sein





*Von historischen Uniformen über die des Roten Frontkämpferbundes und der ersten Volkspolizisten bis zu denen der NVA, hier ein Taucher- und Kampfanzug der Volksmarine, reicht die Uniformsammlung des Armeemuseums.*

Gewehr in einem Hackklotz versteckte, um es für spätere Kämpfe bereit zu haben, im gleichen Jahr 1920 waren diese Waffen der Reichswehr abgenommen worden und hatten den revolutionären Arbeitern geholfen, ihre Gefechte gegen die Konterrevolution zu führen.

Der Mann, dessen Namen der Platz trägt, an dem sich das Gebäude des Armeemuseums erhebt, war dabei: Kurt Fischer. 1918 Spartakist, seit Gründung in der Kommunistischen Partei Deutschlands, nach 1945 erster Oberbürgermeister Dresdens und 1949 Präsident der Deutschen Volkspolizei, der ersten bewaffneten Kräfte unserer Republik. Armeegeneral Heinz Hoffmann war damals sein Vizepräsident. Auch hier fügen sich revolutionäre Tradition und Gegenwart nahtlos ineinander...

Es mag ungewöhnlich klingen: Aber das Armeemuseum hat noch ein kleines Museum von sich selbst, ein Traditionskabinett. Eine Bronzetafel trägt die drei Buchstaben ARS. Vor hundert Jahren war das Haus als Arsenal gebaut worden, für Geschütze, Handfeuerwaffen und blanke Waffen. Alte Dielenbretter, die beim Umbau herausgenommen wurden, tragen noch die mit Bleistift geschriebenen Namen der Bauleute: G. Vogel aus Rathmannsdorf oder Moritz Vetters, Zimmermann aus Kötzschenbroda. Die Nachfahren dieser Arbeiter sorgten dafür, daß aus der Stätte militaristischen Geistes ein modern gestaltetes sozialistisches Armeemuseum wurde, in dem vor allem die geschichtsverändernden Kräfte aus sechs Jahrhunderten deutscher Militärgeschichte ihren Platz haben.

Wer hierher kommt, kann im wahrsten Sinne des Wortes auf Entdeckungsreise gehen. Nahezu sechstausend Sachzeugen kann er befragen – Waffen, Fahnen, Uniformen, militärisches Gerät. Vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. In zwölf Dioramen sind fünftausend Zinnfiguren aufmarschiert: Als Gasse, durch die einst widerspenstige






Soldaten zum Spießrutenlaufen geführt wurden; als Marschband, die Korporale hinterdrein, damit keiner der in Kaisers Rock Gezwungenen das Weite suchen konnte; als Verladekommando für den Eisenbahntransport nach Sedan, damals 1870/71 im deutsch-französischen Krieg; und insbesondere als Demonstrationsbeispiel für die Entwicklung der Taktik seit dem 15. Jahrhundert. In natura präsentieren sich allein elf Panzer und gepanzerte Fahrzeuge, 53 Geschütze, 58 andere Großgeräte und vier Flugzeuge – von der sowjetischen PO 2 des Großen Vaterländischen Krieges, die mit einer Produktion von 33 000 Stück die größte Serie der Welt hatte, bis zur MiG 21 wie sie heute in unseren sozialistischen Armeen geflogen wird. Fast vollständig ist die Entwicklungsreihe der Handfeuerwaffen zu sehen, nahezu lückenlos zeigt sich die Torpedosammlung.

Das Große mag fesseln und den Blick auf sich ziehen: Der Brandtaucher, das allererste – noch mit Menschenkraft getriebene – tauchfähige Unterseeboot, die Panzer T 34, T 54 und IS 2, das hochmoderne Flügelgeschoß zum Bekämpfen von Seezielen, die legendäre „Katjuscha", der PT 76, die Funkmeßstation, das Leichte Torpedoschnellboot unserer Volksmarine, die Fla-SFL, die verschiedenen Typen von Schützenpanzerwagen oder die operativ-taktische Rakete auf dem Freigelände. Doch das Kleine, auf den ersten Blick vielleicht Unscheinbare, ist nicht minder interessant, aufschlußreich und des genaueren Hinsehens wert...

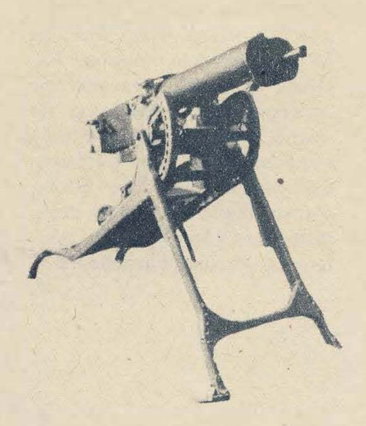
Halb so groß etwa wie der schon beschriebene Hauklotz ist eine Vase. Kunstvoll geformt, eine kostbare chinesische Arbeit aus dem Jahre 1700. Darunter eine in verschnörkelter Schrift verfaßte Korrespondenz, „die an Ihre Königliche Majestät überlaßnen 600 Mann und das von Selbiger erhaltene Porcellan betreff". Die Vase war der Preis, um den August der Starke sechshundert seiner Dragoner an den

*Die PO 2 und der T 34 beherrschen die Halle mit Großgeräten des zweiten Weltkrieges. Truppenfahnen der Internationalen Brigaden in Spanien (rechts unten). Chauvinismus und Nationalismus in einem deutschen Wohnzimmer vor dem ersten Weltkrieg (links unten).*





Preußenkönig verkaufte. Menschenhandel anno 1717. Das „Porcellan" bekam einen neuen Namen: Dragonervase.
Kleine kolorierte Bildpostkarten liegen in einer anderen Vitrine aus, ein „Gruss aus der Garnison". Die Bilder zeigen Szenen aus dem Soldatenleben zu Kaisers Zeiten, unter anderem: „Knöpfeputzen". Anscheinend eine militärisch höchst bedeutungsvolle Aufgabe. Sie konnten einem leid tun, die Rekruten. Gegenüber sehen wir ihre Uniformen. Die eines Gefreiten des 6. sächsischen Feldartillerieregiments mit 20 Messingknöpfen, die eines Ulanen mit 26 und zwei riesengroßen „goldenen" Vieren auf den Schulterstücken und die eines Feuermeisters der Flotte mit gar 30 silbernen Knöpfen an seinem ansonsten so kurzen „Affenjäckchen"...
Und dann das „Deutschland-Lied" in seiner kaufmännischen Übersetzung im ersten Weltkrieg. So warb man damals – zum Nutzen des eigenen Profits und zur Förderung eines zügellosen Chauvinismus und Nationalismus: „Weg mit Pariser Mode aus deutschem Land!" „Deutschlands Zukunft trinkt Kasseler Hafer-Kakao!" „Gut deutsch allerwege mit Rosen-Seife!" „Deutscher Schmuck aus echter Geschoß-Bronze mit Ort und Datum jeder Schlacht!" Am deutschen Wesen sollte die Welt genesen. Doch es wurde nichts draus. Der imperialistische Machtkampf um den Platz an der Sonne endete damit, daß im Osten glutrot eine neue Sonne aufging: Die der Oktoberrevolution. Sie warf ihre Strahlen auch auf Deutschland.
Im Armeemuseum betritt man das Schiffsdeck der „Markgraf", deren Seeleute als eine der ersten die roten Fahnen im Kieler Matrosenaufstand gehißt haben. Die Schiffsglocke des „SMS Westfalen" erinnert daran, daß die Matrosen der Torpedowaffe an der Spitze der Volksmarinedivision standen. Dann gibt es da noch eine Matrosenuniform besonderer Art, mit Kammerstempel sogar. Sie gehörte Ernst Thälmann und wurde ihm 1928 aus Anlaß seiner Ernennung zum „Ehrensteuermann" der Baltischen Sowjetflotte übergeben. Unweit davon ein Dokument unter den sonst alles andere denn papiernen Exponaten, am 4. Mai 1938 von Ludwig Renn niedergeschrieben. Der Stabschef der Internationalen Brigaden Ludwig Renn forderte damals: „Das Hauptgewicht ist auf die Gefechtsausbildung zu legen. Jeder Gefechtsbewegung ist eine Kriegslage zu geben." Das heute, in den Einheiten unserer Armee, mehr denn je zu tun, scheint mir gleichfalls etwas zu sein, was wir aus den bewaffneten Kämpfen der Arbeiterklasse zu lernen und im täglichen Dienst zu beherzigen haben. Gleichwohl, daß Lieder Waffen sein können – wie



sie es für den Interbrigadisten Heinz Hoffmann in Spanien waren, dessen Liederbuch unmittelbar daneben seinen Platz hat...
Vom Thälmann-Bataillon führte eine gerade Traditionslinie zur Thälmann-Bereitschaft, deren Fahne – 1948 von den Frauen und Mädchen der jungen Volks-

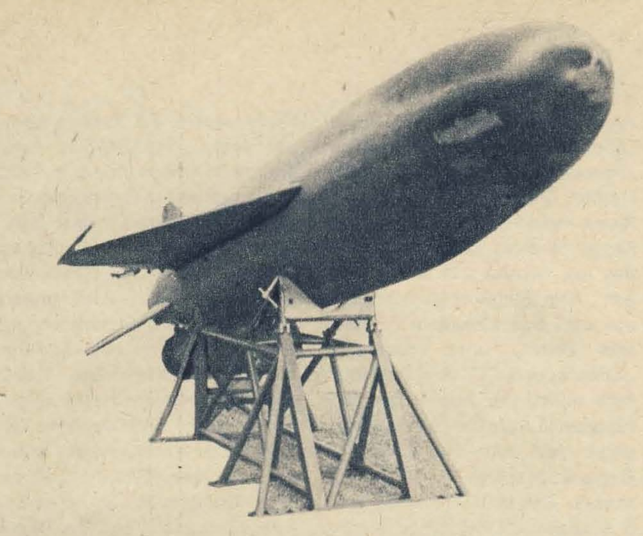


Armeemuseum der Deutschen Demokratischen Republik
806 Dresden, Dr.-Kurt-Fischer-Platz 3, Telefon 52071
Eintrittskarte
Schüler, Studenten,
Soldaten im Grundwehrdienst und Rentner 0,50 M

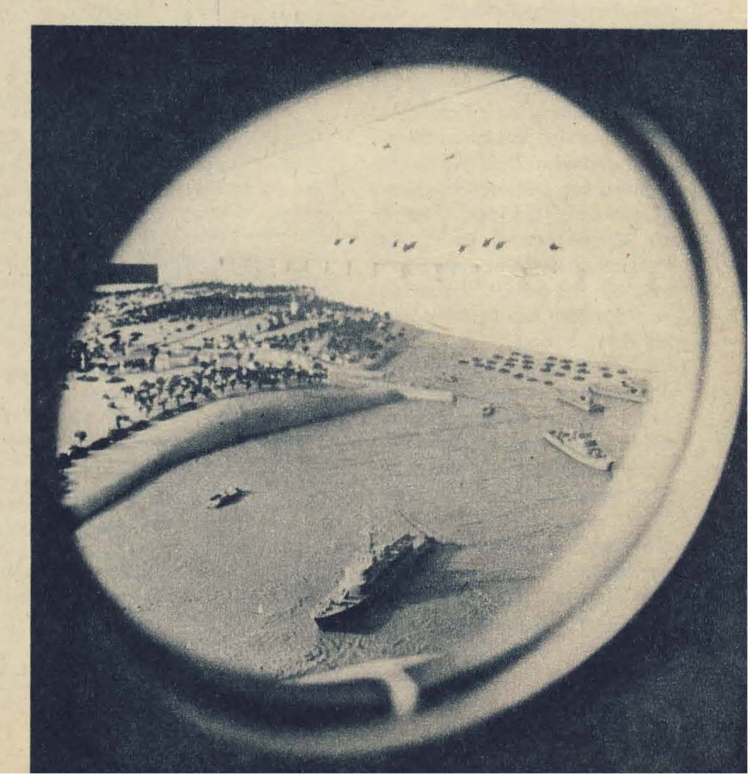
Eintrittskarte
Erwachsene 1,50 M

**Das Armee-Museum der DDR ist täglich, außer montags, von 9 bis 17 Uhr geöffnet; dienstags und mittwochs wird es erst um 19 Uhr geschlossen. Führungen sind nach Voranmeldung möglich. Anschrift des Armeemuseums: 806 Dresden, Dr.-Kurt-Fischer-Platz 3. Telefonanschluß: Dresden 52071, Apparat 506 oder 2109. Das Museum ist vom Hauptbahnhof aus mit den Straßenbahnlinien 5 und 11 bis Dr.-Külz-Ring zu erreichen. Vom Bahnhof in Dresden-Neustadt läuft man bis zum nahegelegenen Platz der Einheit und fährt von dort mit den Straßenbahnlinien 7 oder 8 bis zum Dr.-Kurt-Fischer-Platz. Die Eintrittspreise betragen für Erwachsene 1,50 Mark und für Schüler, Studenten, Soldaten im Grundwehrdienst sowie Rentner 50 Pfennige. Im Rahmen von Besuchergruppen ab 15 Personen zahlen Erwachsene eine Mark und Schüler, Studenten, Soldaten im Grundwehrdienst sowie Rentner 25 Pfennige. Die Aufbewahrung der Garderobe geschieht kostenlos. Gegen eine Gebühr von 50 Pfennigen kann im Armeemuseum fotografiert werden, allerdings ohne Blitzlicht. An der Kasse ist ein Buchstand, wo man vorwiegend Literatur aus dem Militärverlag der DDR kaufen kann. Im Obergeschoß befindet sich ein Erfrischungsraum, der von Mittwoch bis Sonntag geöffnet ist.**

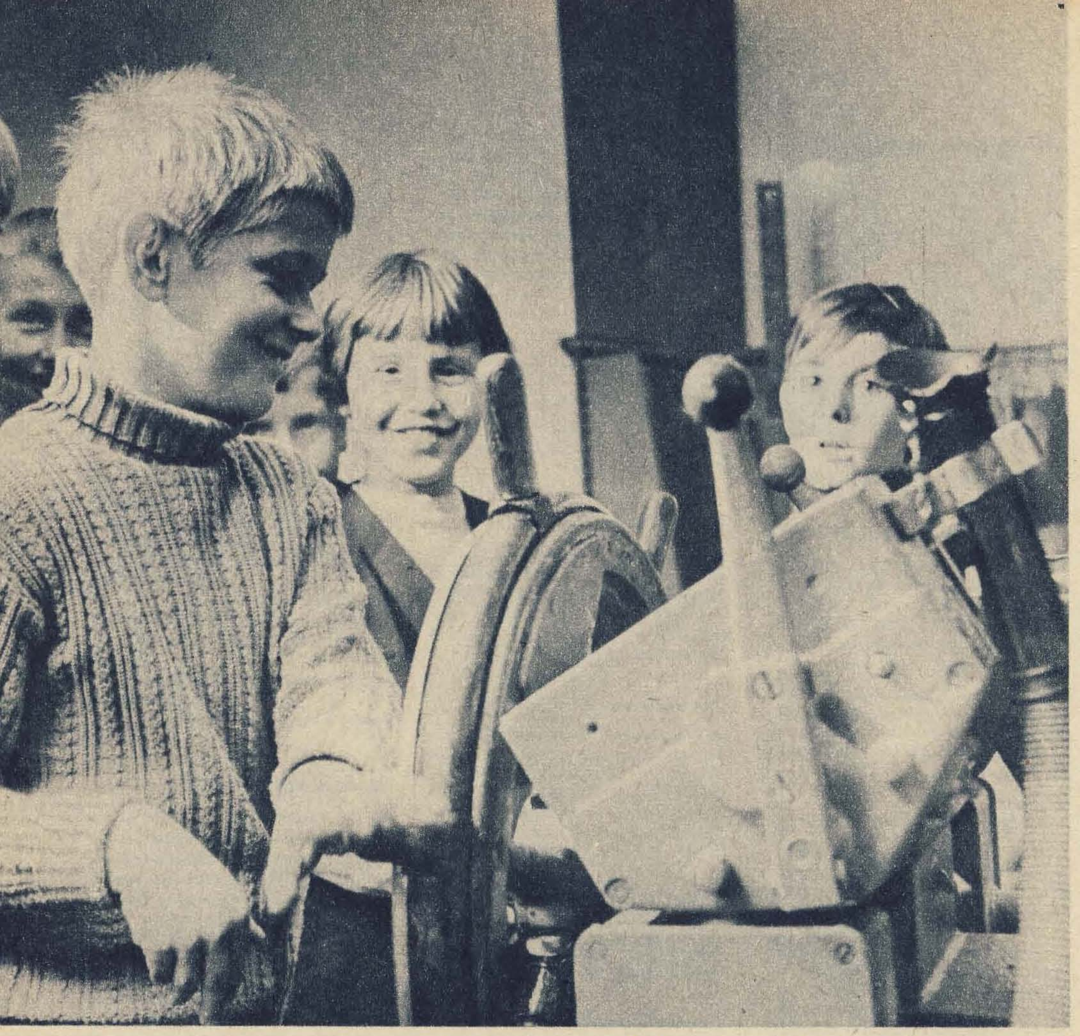
polizisten gestickt – im Obergeschoß hängt. Hier wird die Militärgeschichte unserer Republik dargestellt. Da sind die Anfänge: Hauptverwaltung für Ausbildung, gemeinsame Grenzsicherung mit den Genossen der Sowjetarmee, die Ehrendiensteinheiten zu den III. Weltfestspielen 1951 in Berlin, Waffen und Ausrüstungsgegenstän-







de der Kasernierten Volkspolizei.
Dann, 1956, die Bildung der Nationalen Volksarmee. Sie war vom ersten Tag an fester Bestandteil unserer großen sozialistischen Militärkoalition. Willi Stoph war der erste Verteidigungsminister; in einer Vitrine seine Generaloberst-Uniform. Die Offiziers-Messe des Küstenschutzschiffes „Friedrich Engels" lädt zum Platznehmen ein. An anderer Stelle sehen wir Kettenglieder des tausendsten sowjetischen Panzers, den die NVA erhielt. Auf der Brücke eines U-



*Am Fahrstand eines U-Jägers kann sich jeder als Rudergänger üben (oben) und danach aus dem Bullauge das Diorama einer zweiseitigen Truppenübung betrachten (links unten). Wer jedoch so fleißig am Aufbau des Armeemuseums mitgearbeitet hat wie dieser Gefreite, der darf sich sogar mal ans Steuer eines LTS-Bootes setzen (links).*

Jägers kann man „Kapitän" spielen und durch das Bullauge von See her das zwölf Meter lange, unter Verwendung von mehr als tausend Modellen gestaltete Diorama einer zweiseitigen Truppenübung betrachten. Schaut man sich's von der gegenüberliegenden Seite an, tut man es aus dem noch mit dem Harzgeruch frischgeschlagener Kiefern erfüllten Gefechtsstand des Kommandierenden der Übung. Auch hier Kleines, das für Großes steht: Postkarten, Abzeichen, Briefmarken, Ersttagsbriefe – Erinnerungen an die großen gemeinsamen Manöver, an denen die NVA teilgenommen hat. Im Original die erste Ausgabe der „Armee-Rundschau". Ein Soldatenspind, in den jener große Kleiderberg fein säuberlich eingeräumt ist, mit dem die gerade Einberufenen im ersten Augenblick oft recht hilflos davorstehen. Eine graue Kiste, enthaltend all das, was man braucht, um die Freizeit auch unter feldmäßigen Bedingungen interessant zu gestalten – vom Kofferradio, Tonbandgerät und Bücherbord bis zum Skatspiel. Und immer wieder die modernen Waffen und Geräte, die das militärtechnische Bild der Nationalen Volksarmee bestimmen. Und das ist sowohl die Rakete wie die „Kalaschnikow" . . .

Zweifelsohne, das Armeemuseum ist eine Reise wert. Es birgt Geschichte und Geschichten. Wie die des Gewehrs im Hauklotz. Wer sich also Zeit nimmt oder, wenn er die nicht hat, sich auf einen bestimmten Abschnitt der Militärgeschichte beschränkt, der kann hier auf ausgesprochen vergnügliche Weise auf Entdeckungsreise gehen.

*K. H. F.*




Illustrationen: Klaus Arndt

**Spezialisten für den „Dicken"**

Ich hörte von Qualifizierungslehrgängen für Panzerunteroffiziere (Berufssoldaten) an der Technischen Unteroffiziersschule. Welche Ausbildungsprofile gibt es da?
Unterfeldwebel Laskoweit

*Wartungs- und Instandsetzungsgruppenführer, Panzerwarte, Panzergeschützmeister, Mechaniker für Panzerspezialausrüstung, Panzerelektromeister.*

**Windgewehr reicht höher**

Ihre Antwort im Postsack 10/72 über das Windgewehr ist nur zum Teil richtig. So ermittelt man damit nicht den ballistischen, sondern den mittleren Wind. Außerdem wird dieser nicht bis zu einer Höhe von 250 m gemessen. Was Sie meinen, ist wahrscheinlich die Gipfelhöhe der Sondierungspatronen, die bei maximal 200 m liegt. Mit dem Windgewehr kann man unter Zuhilfenahme von Tabellen den mittleren Wind bis zu 1 200 m Höhe und mit Hilfe der Einheitswettermeldung bis zu 4 500 m Höhe messen. Ich arbeite ständig mit dem Windgewehr und bilde Soldaten daran aus.
Unteroffizier Hartmut Niemeyer

**Doppelt genutzt**

Nebenbei bemerkt: Einige Ihrer Beiträge, besonders aber die Farbfotos, benutze ich zur Ausgestaltung unserer Reservistenwandzeitung.
Günther Löschner, Grimma

**Klein, aber oho!**

In dem Buch „Die Schlacht um den Kaukasus" von A. A. Gretschko las ich bei einer Aufzählung von Schiffseinheiten der Asowflotte den Namen Monitor. Darunter kann ich mir nichts vorstellen.
Michael Warken, Dessau

*Monitor, auch Kanonenboot genannt, ist ein heute weniger gebräuchliches, flachgehendes, kleines Kriegsschiff mit einer Wasserverdrängung bis zu 2 000 t. Es dient zur Vernichtung von Küstenobjekten, zur Artillerieunterstützung von Landtruppen im Küstengebiet, zum Legen von Minensperren und zum Geleit- und Wachdienst.*

**13 Jahre alt**

Wann wurde der Nationale Verteidigungsrat der DDR geschaffen?
Unteroffizier Thiersfeld

*Am 10. Februar 1960 beschloß die Volkskammer das Gesetz über die Bildung des Rates.*

**Leser-Aktivist**

Ich betrachte mich persönlich als einen Aktivisten im Studium Deiner Exemplare und interessiere mich besonders für Beiträge aus dem allgemeinen militärischen Leben.
Unteroffizier Weiß

**Verhindertes Rendezvous**

Im August 1972 lernten wir, Christina und Petra, einen Unteroffizier in Ückermünde kennen. Leider bekam er an dem Tag unserer Abreise keinen Ausgang, so daß wir seine Anschrift nicht erfuhren. Er heißt Karl-Heinz Thoms, ist 22 Jahre alt, hat schwarzes Haar, sieht gut aus und wird 10 Jahre dienen. Vielleicht kann er uns mal schreiben?
Petra Benndorf, 74 Altenburg, Teichvorstadt 10

**Frisurengespräche**

Der Haarschnitt in der NVA war wiederholt Diskussionsstoff. Die Vorschriften gaben keine eindeutigen Darlegungen. Erst unsere AR, Ausgabe 9/72, brachte eine klare Aussage. Die Abbildungen zeigen schöne und moderne Kurzhaarfrisuren, die unseren Soldaten gut zu Gesicht und zur Uniform stehen. Diese Aussage hilft mir in meiner Dienststellung als Stabskommandant.
Oberstleutnant Dehne

Die Frisuren entsprechen absolut nicht meinen Vorstellungen. Meine Meinung zum Soldatenhaarschnitt lautet ganz klar: Kurz, Nacken frei, Fassonschnitt ausrasiert. Dazu die Haare dünn und an den Seiten die Ansätze so kurz wie möglich. Das war schon seit 20 Jahren so und hat sich bewährt. Ich weiß nicht, warum man das jetzt nicht mehr als richtig anerkennt.
Hauptmann Hillig

Der Friseur kommt! Oh, wie fein!
Jetzt darf's ja auch ein Rundschnitt sein.



Früher sah er manchen bitt'ren Blick,
mußte er doch kahl schneiden das Soldatengenick.
Jetzt schneidet er, wie's die Soldaten gern wollen.
Der Minister und die AR,
die brachten diesen Stein ins Rollen,
denn sie haben, neben mancher Tugend,
ein ganz besonderes Herz für die Jugend!
Soldat Engelmann

**Wunsch aus Übersee**

Ich bin gegenwärtig Sergeant bei den 122-mm-Geschützen der Artillerie unserer Revolutionären Streitkräfte (FAR) Kubas. Ich würde mich freuen, Publikationen, Medaillen und Abzeichen von Eurer Nationalen Volksarmee der DDR zu erhalten.
Jesus Andrès Vicente Marcos
Ciego de Avila, Camaguey (Kuba), Postfach 107

**ar 3/73**

**28 Fragen an den General**

. . . stellten junge Leute bei einem Leserinterview mit Generalmajor Gotthilf, dem Kommandeur der Offiziershochschule der Landstreitkräfte. Ergänzend dazu informieren wir ausführlich über Offiziersberufe in diesem Teil der NVA.



### Hü ...

Die AR-Technik-Porträts sind ganz fetzig. Könnt Ihr wieder mehr Farbfotos von Panzern, Flugzeugen usw. bringen und dafür einige Frauenbilder weglassen?
Kurt Riemer, Halle

### ... und hott

Seit einiger Zeit vermisse ich farbige Mädchenbilder auf den Innenseiten. Warum muß denn immer so viel Technik vorgestellt werden? Die Interessenten solcher Bilder können sich doch andere Zeitschriften kaufen.
Frank-Dieter Erzberger, Schwerin

### Wette um Bügelfalten

Ich möchte wetten, daß die Hose des Unteroffiziers in der Bildgeschichte von Heft 9/72 noch kein Bügeleisen gesehen hat, solange er sie besitzt.
Feldwebel Hartmut Schulze


Das Soldatenmagazin berichtet im Märzheft über

**Eine Patrouillenfahrt vor der Küste**

**Panzer und Gitarren**

**Konflikte eines Flugzeugführers**

**Den Trick von Scotland Yard**

**Mädchen mit Gewehren**

AR besucht die erfolgreichen ASK-Turner der Olympischen Spiele und untersucht, warum Panama den Kanal voll hat. Im Technik-Porträt wird der SPW 60 PA vorgestellt und in einem großen Bildbeitrag das fotografische Schaffen eines polnischen Armee-Bildreporters. Auf dem Rücktitel: Wencke Myhre.


### Gewaltige Waffen

Von welchem Zeitpunkt an verfügte die UdSSR über Atom- und Wasserstoffbomben?
Oberfeldwebel Hassler

*Ende August 1949 wurde die Atombombe, am 12. August 1953 die Wasserstoffbombe erfolgreich erprobt.*

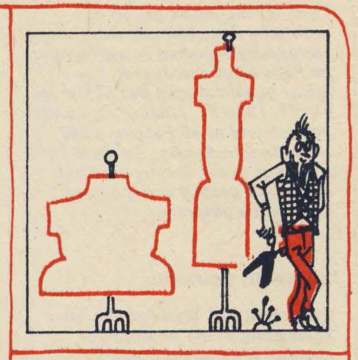
### „Praporstschik"

Ich habe in Ihrer Zeitschrift gelesen, daß in den sowjetischen Streitkräften der Dienstgrad „Fähnrich" geschaffen wurde. Nun hätte ich gern gewußt, ob dies ein Offiziers- oder ein Unteroffiziers-Dienstgrad ist. Wer kann Fähnrich werden? Welche Dienststellung nimmt er ein?
Jürgen Lemmermann, Potsdam

*Fähnrich ist weder ein Unteroffizier noch ein Offizier, er ist zwischen dem höchsten Unteroffiziers- und dem niedrigsten Offiziersdienstgrad einzuordnen. Zum Dienst als Fähnrich können sich Soldaten, Unteroffiziere und auch wehrpflichtige Bürger bewerben, die dann überwiegend eine Speziallaufbahn einschlagen (z. B. Waffenwarte, Werkstatt- oder Küchenleiter, Mechaniker- oder Geschützmeister).*

### Denkmal für einen Bauerngeneral

Zuerst gemeinsam mit wenigen Freunden und mit nichts in den Händen als Messern und alten Armbrüsten, später an der Spitze einer Schar von den Feudalherren gefürchteter Bauern, Meister geworden in der Führung der blanken Klinge und der Steinschloßpistole – so wirft er sich im Dreißigjährigen Krieg der plündernden und mordenden Soldateska entgegen: Georg Kresse, der Held Thüringer Sagen und des historischen Abenteuerromans „Rächer, Retter und Rapiere". Der Militärverlag bringt den Roman 1973 neu heraus. Wer jetzt durch den Heimatort Kresses, Dörtendorf bei Zeulenroda, kommt, findet dort eine Gedenktafel an der Stelle, wo der Bauerngeneral einst wohnte. Das ist die sicherlich nicht alltägliche Wirkung eines Buches: Die dem Roman beigegebene Dokumentation über das Leben Georg Kresses führte in Dörtendorf zur intensiven Beschäftigung mit der Heimatgeschichte. Die Enthüllung der Kresse-Gedenktafel am 17. September 1972 wurde von den Bewohnern als Verpflichtung verstanden, Klugheit und Mut ebenso für ihre sozialistische Heimat einzusetzen, wie es der legendäre Sohn ihres Ortes einst im Vertrauen auf die Zukunft tat.
Otto Bonhoff, Selchow



### In mini und maxi

Ist es möglich, daß ein Soldat auch mal eine Maßuniform erhält?
Gefreiter Sefzik

*Durchaus, wenn er beispielsweise kleiner als 1,55 m oder größer als 1,95 m ist.*

### Die „Blauhelme"

Die UNO setzte und setzt in bestimmten Ländern, wie z. B. in Zypern, eigene Streitkräfte ein. Besitzen diese Truppen eine einheitliche UNO-Uniform?
Unteroffizier Liebstöck

*Entsprechend der UNO-Charta stellen die UNO-Mitgliedstaaten dem Sicherheitsrat auf dessen Ersuchen Truppen ihrer nationalen Streitkräfte zur Verfügung. Diese Einheiten sind und bleiben Angehörige ihrer nationalen Armeen, sie führen eigene leichte Waffen und eigene Technik mit und tragen auch die Uniform ihrer Armeen. Nur eine blaue Armbinde und ein blauer Helm mit der Aufschrift „UNO" kennzeichnen sie als UNO-Truppen. Als Flagge führen sie die der Vereinten Nationen.*

### Ohne Glanz und Gloria

In der Weimarer Republik beschlossen 1928 Regierung und Militaristen, den „Panzerkreuzer A" zu bauen. Dieses Vorhaben wurde von der Arbeiterklasse und von demokratischen bürgerlichen Kreisen heftig bekämpft. Leider ist mir nicht bekannt, was nun aus dem Projekt wurde und ob es überhaupt solch ein Schiff gab.
Unteroffizier Ahrendshausen

*Trotz dieser Proteste und entgegen den internationalen Verpflichtungen, die Deutschland am Ende des ersten Weltkrieges auferlegt wurden, begann im Februar 1929 der Bau des Panzerkreuzers. Am 19. Mai 1931 lief er vom Stapel und wurde am 1. 4. 1933 als Panzerschiff „Deutschland" fertiggestellt. Die Faschisten setzten es*

*1936/37 mehrmals gegen die spanische Republik ein. Aus Furcht vor psychologischen Auswirkungen im Falle eines eventuellen Verlustes benannte man das Schiff am 15. 11. 1939 in „Lützow" um und bezeichnete es ab Februar 1940 als schweren Kreuzer. Im April 1945 wurde es in der Swinemündung auf Grund gesetzt und kurz vor Kriegsende gesprengt.*

**Souvenir, Souvenir ...**

Stimmt es, daß Soldaten bei ihrer Versetzung in die Reserve bestimmte Armeekleidungsstücke behalten dürfen?
Soldat Herrmann

*Ja. Wenn Sie endgültig nach Hause fahren, können Sie getrost noch Trainingsanzug, Sporthemd, -hose, -schuhe, ein Unterhemd und eine -hose sowie 3 Paar Socken einpacken, ohne daß Sie Ärger mit dem Hauptfeldwebel bekommen.*

*Genossen, die das Dienstjahr mit dem Kalenderjahr gleichsetzen. Das vierte Dienstjahr beginnt, wenn das dritte abgelaufen ist, und zwar vom Einstellungstag aus gerechnet. Wer z. B. am 30. April 1970 einberufen wurde und länger als drei Jahre dient, dessen viertes Dienstjahr beginnt am 1. Mai 1973. Und ab da darf er dann auch in Zivil ausgehen und in Urlaub fahren.*

**Durch Wald und Flur**

Mein Beitrag zu Eurer Steckenpferdumfrage: Ich habe vielleicht nicht das alltäglichste Hobby. Ich beschäftige mich nämlich mit der sozialistischen Wehrerziehung. Und zwar betreue ich die Kommission „Sozialistische Wehrerziehung und Touristik" der Pionierfreundschaft an unserer Patenschule. Diese Tätigkeit bereitet mir große Freude, und ich investiere viel freie Zeit dafür. So war ich auch 1972 in

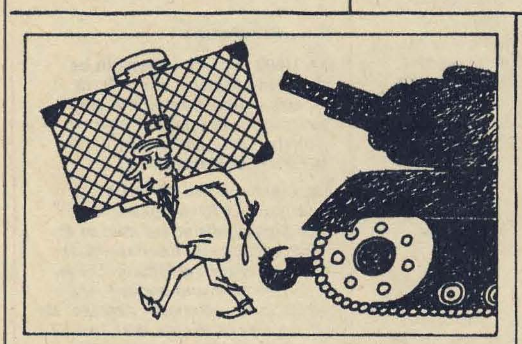
**Bis 60 ist noch manches drin**

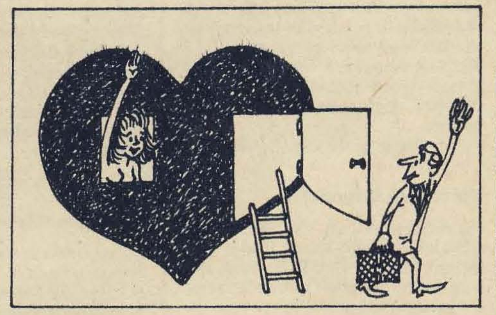
Wer zählt zur Reservegruppe I und wer zur II?
Feldwebel d. R. Putzner, Prenzlau

*Alle gedienten und ungedienten Reservisten gehören bis zum vollendeten 35. und als Offiziere ab Dienstgrad Major bis zum vollendeten 60. Lebensjahr zur Reserve I. Die Reserve II umfaßt die Reservisten vom 36. bis zum vollendeten 50., Offiziere bis Dienstgrad Hauptmann bis zum vollendeten 60. Lebensjahr.*

**Einverständnis**

Zufällig habe ich Ihren Artikel „Soldat auf Zeit – verlorene Zeit für die Liebe?" in die Hände bekommen und mit viel Interesse gelesen. Ich habe schon mit meiner Verlobten darüber gesprochen. Sie ist damit einverstanden, daß ich als Berufssoldat meinen Dienst in der NVA versehe. Wir wollen beide mit





**Erwartungen**

Mit diesen Zeilen warten vier Studentinnen mit vielseitigen Interessen auf eine vielseitige Korrespondenz.
Gitta Otto, Ingenieurschule für Bauwesen, 703 Leipzig, Raschwitzer Str. 13/15

Ich möchte gerne mit einem Soldaten in Briefwechsel treten. Fußball und Literatur sind meine Hobbys.
Ulla Grunert, 301 Magdeburg 27, Potsdamer Straße 12.

**Kalender-Kalamitäten**

Bei uns gibt es unterschiedliche Meinungen darüber, ab wann Soldaten auf Zeit bei Urlaub und Ausgang Zivilkleidung tragen dürfen. Nach der DV 010/0/003 ab viertem Dienstjahr. Ich möchte gern wissen, wie das zu verstehen ist.
Maat Hans Löwe

*Sie begehen anscheinend den gleichen Fehler wie manche andere*

meinem Jahresurlaub mit einer Pioniergruppe in Oberhof. Ich bezeichne diese Arbeit auch deshalb als Hobby, weil ich mir dabei schon Grundlagen für meine spätere Tätigkeit schaffe und Studien für mein vorgesehenes Pädagogikstudium betreibe.
Unterfeldwebel Peter

**Rund ist der Ball**

Gebt doch mal die Anschriften der Armee-Fußballmannschaften bekannt, die in der Oberliga und der Liga spielen.
Unteroffizier Hallbaum

*FC Vorwärts Frankfurt (Oder): 12 Frankfurt (Oder), Oderallee, Postfach 5033; Vorwärts Stralsund: 23 Stralsund, Arnold-Zweig-Str. 119; Vorwärts Neubrandenburg: 2061 Alt Rehse; Vorwärts Cottbus: 75 Cottbus, Haus der NVA, Postfach 8691; Vorwärts Leipzig: 7022 Leipzig, Postfach 8691; Vorwärts Löbau: 87 Löbau, Postfach 5037; Vorwärts Meiningen: 6101 Untermaßfeld, Postfach 3543.*

20 heiraten, wenn sie ihr Studium beendet hat. Ich selbst bin zur Zeit noch Lehrling.
Christian Hacker, Stralsund

**Neue Auszeichnung**

Mein Freund – er studiert in Leningrad – schrieb mir, daß die sowjetischen Soldaten neuerdings für besonderen Mut einen Wimpel erhielten. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie Näheres veröffentlichen würden.
Hans-Dieter Kerzel, Greifswald

*Der Wimpel für Mut und militärische Tapferkeit wurde vom Ministerium für Verteidigung der UdSSR gestiftet. Er wird Einheiten der Sowjetarmee und Schiffen der Sowjetflotte verliehen, die sich durch standhafte Pflichterfüllung und unerschrockenes Handeln hervortun. Erstmals erhielt die Auszeichnung die Besatzung eines Raketen-U-Bootes, welche bei der Lösung eines wichtigen Auftrages Tausende Seemeilen vom Stützpunkt entfernt operierte.*

**Gerade das Richtige!**

Ich bin jetzt 10 Jahre Abonennt der AR und lese sie mit viel Interesse. Meine Meinung ist, daß es ein gutes Magazin für den Soldaten ist, und ich möchte Ihnen meinen Dank aussprechen.
Leutnant Franz

**Eine klare Antwort**

Ich möchte mich für Ihre Bemühungen in meiner Angelegenheit und Ihr Schreiben recht herzlich bedanken. Wäre ich auch von meiner ehemaligen Dienststelle in meiner Angelegenheit so gut informiert worden, hätte ich Sie nicht zu bemühen brauchen.
Oberfeldwebel d. R. Stösser, Nordhausen

**Anleihe bei der Vergangenheit**

Im Buch „Militärisches Grundwissen" las ich das Wort „Panzergrenadier". Was heißt das?
Harry Stachowiak, Ketzin

*Grenadier wurde im 17. Jahrhundert ein mit Handgranaten ausgerüsteter Soldat genannt, später war das der Angehörige eines Garderegiments. Im zweiten Weltkrieg trugen alle Angehörigen der Infanteriedivisionen der faschistischen Wehrmacht diese Bezeichnung. Die Bundeswehr der BRD übernahm den Namen für die Soldaten ihrer motorisierten Schützenverbände, die Panzergrenadier-Divisionen.*

**Doppelter Nutzen**

Eine enge Zusammenarbeit besteht seit Jahren zwischen den Angehörigen des Truppenteils Steinhard und den Automobilwerkern in Ludwigsfelde. Mit einem freiwilligen Arbeitseinsatz zum Wochenende unterstützten die Soldaten die Planerfüllung des Betriebes. Den dabei erzielten Erlös von 1 000 Mark überwiesen sie auf das Konto der X. Weltfestspiele.
Manfred Hinz, Ludwigsfelde

**Nachträgliches Dankeschön**

Von Mai bis Oktober 1972 diente in unserer Einheit der Gefreite Bernd Ritter aus 7401 Fockendorf. Er besitzt gute Kenntnisse und hat verschiedene Neuerervorschläge eingebracht und verwirklicht. Seine Arbeitsweise, sein hohes politisches Bewußtsein waren vorbildlich für alle anderen Soldaten. Wir möchten ihm nachträglich herzlich danken.
Stabsfeldwebel Mehlhorn, Unteroffizier Doege

## *IM FEBRUAR IN DEN KINOS*



**Copernicus,** dem berühmten polnischen Mathematiker und Astronomen, ist ein Film gewidmet, der in Gemeinschaftsproduktion zwischen der DEFA und dem polnischen Spielfilmstudio entstand und zum 500. Geburtstag des Gelehrten uraufgeführt wird.
In einer Zeit, als Amerika eben entdeckt war, die Menschen sich von kirchlichen Dogmen und der Scholastik in der Wissenschaft zu lösen begannen, als die Kirche sich reformierte, als in der Kunst die Schönheit des menschlichen Körpers wiederentdeckt wurde, und als in Deutschland die Bauern aufbegehrten, veröffentlichte Nicolaus Copernicus sein Lebenswerk „Über die Umdrehungen der Himmelskörper". Er begründete damit ein neues, das heliozentrische Weltbild. Nicht die Erde, nicht den Stuhl des Papstes sah er als Mittelpunkt des Weltalls, sondem – wie er mathematisch exakt bewies – die Sonne.
In einem großen farbigen Panorama gestaltet der Film jene historischen und politischen Hintergründe, vor denen sich die Persönlichkeit des Nicolaus Copernicus entfaltete. Der geniale Wissenschaftler rührte an ideologische Grundfesten seiner Zeit. Er wurde dadurch zum unbequemen geistigen Rebellen, der mit Drohungen und Intrigen verfolgt wurde. Im Film wird sein lebenslanges Streben nach Wahrheit und Überprüfung der Wahrheit deutlich. Ein asketisches Forscherdasein, in dem schließlich kein Platz mehr bleibt für den einzigen geliebten Menschen – seine Lebensgefährtin Anna. Gezeigt werden seine Entscheidungen als Politiker und Kriegsherr, seine Einsamkeit im Alter, die doch nie zur Resignation führte.
Den Filmschöpfern (Buch und Regie Ewa und Czesław Petelski) ist ein beeindruckender Film gelungen, der viel Interessantes über den Anbruch einer neuen Zeit erzählt. Den Copernicus spielt Andrzej Kopiczyński. (Wir werden ihm demnächst in „Elixiere des Teufels" wiederbegegnen.) Copernicus' Lebensgefährtin Anna wird durch die populäre polnische Filmschauspielerin Barbara Wrzesińka dargestellt.
Hb.

**„Musketen für Hauptmann Tudor"** kommt aus Rumänien und setzt die Heiduckenabenteuer fort.

**„Laufe, damit man dich erwischt"** ist eine musikalische Kriminalkomödie, die über biedere Buchhalter, schwere Jungen und Beat-Fans erzählt.

**„Der Anderson-Clan"** ist ein amerikanischer Kriminalfilm aus dem Dschungel der Unterwelt. Regisseur ist Sidney Lumet („Die zwölf Geschworenen", „Der Mann mit der Schlangenhaut"). Sean Connery in der Hauptrolle versucht den Coup seines Lebens zu starten.

**„Die große weiße Hoffnung"** kommt ebenfalls aus den USA. Es ist ein Film über den ersten farbigen Boxweltmeister.

**„Sendboten der Ewigkeit"** heißt in diesem Monat der sowjetische Filmbeitrag. In dem Streifen von Georgi Mdiwani (Buch) und Teodor Wulfowitsch (Regie) wird das große Thema „Oktoberrevolution" aus einem ganz eigenwilligen Blickwinkel gestaltet.

Oberstleutnant Ernst Gebauer

# Die Reichelts gehen

Da klapperten sie vor mir den Hang hinauf. All die Ausrüstung eines mot. Schützen auf den Leib gehangen. Sie raunzten sich gegenseitig an, fluchten. Kamen aus der Ordnung, wurden zur Ordnung gerufen. Fuchtelten mit der MPi, bevor sie über den halbeingefallenen Graben sprangen. Sollten ein furchterregendes Hurra brüllen, preßten es aber nur gequält hervor, kaum fähig, sich selbst zu ermuntern. Sie lamentierten, als sie zusammengerufen wurden.
Ich hatte nur Gutes über sie erfahren. Deshalb war ich ihnen zum Forstberg gefolgt, einem der dreihunderter Hügel des Vorgebirges, dessen öde Kuppe die Bauern neidlos den Soldaten überlassen hatten, damit sie sich in der Kunst der Taktik übten.
Ein zweites Mal rannten die Soldaten bergauf. Schweratmend kamen sie zurück. Enttäuschung, Unmut lag wieder auf ihren Gesichtern.

In Gedanken summierte ich, was ich über die Kompanie Vogler bereits erfahren hatte: In weniger als den vorgegebenen Minuten hatte die Kompanie einen Sperrknoten von drei Kilometer Tiefe durchstoßen. Später ging sie zur Verteidigung über. Bezog nachts Stellungen. Bereits nach 30 Minuten steckten ihre Soldaten in den Schützenlöchern. Obwohl der Gegner aktiv aufklärte, entdeckte er sie nicht. Als er nachts angriff, zwang die Kompanie seine Spitzenkräfte überraschend zur Entfaltung. Sie zog sich in vorbildlicher Gefechtsordnung zurück und führte aus der Bewegung heraus einen flankierenden Gegenangriff so günstig in die Gefechtsordnung der angreifenden Panzer und mot. Schützen, daß ein Drittel der Panzer den Nahbekämpfern in die Arme fuhr. Die Gruppen Reichelt und Horn zeichneten sich bei dieser Übung aus.
Ein anderes Mal griff sie selbst an. Handelte als Spitzenkompanie, klärte Gefechtsvorposten des Gegners auf und vernichtete sie (Kompaniegefechtsschießen). Das dauerte ganze 45 Minuten. Die Kompanie erhielt für die taktische Handlung die Note 2, für das Schießen die Note 1.
In einer weiteren Übung wurde die Kompanie mit der zweiten Staffel ins Gefecht eingeführt, als der Angriff des Truppenteils auf die ausgebaute Verteidigungsstellung einer verstärkten mot. Schützeneinheit des Gegners stieß und zum Stehen ge-



# den Berg an

kommen war. Dieses Gefechtsschießen erfüllte die Kompanie mit der Note 2. Unteroffizier Reichelt und seine Gruppe sorgten damit für Schlagzeilen in der Zeitung „Volksarmee".
Ein erfolgreicher Weg. Kein einziges Mal steckte die Kompanie eine Niederlage ein. Sie wurde beste Kompanie der Einheit Silber. Die Gruppe Reichelt wurde vom Chef des Militärbezirks, die Gruppe Horn vom Kommandeur des Verbandes ausgezeichnet.
Aber hier am Berg waren sie schwach . . .

XXX

Müde saß Reichelt mir gegenüber. Sie waren am Nachmittag nochmal am Berg gewesen, der Kompaniechef und die Unteroffiziere. Sie waren noch einmal hinaufgelaufen, um sich instruktiv-methodisch vorzubereiten auf das Thema des nächsten Tages. Währenddessen hatten ihre Soldaten unter schattigen Bäumen die Waffen gereinigt.
Man sah es dem Jungen an: Er suchte nach den richtigen Worten, grübelte. Es tat dem Unteroffizier weh, daß zwischen ihrem guten Ruf und dem, was ich gesehen hatte, ein Widerspruch klaffte. Auch ihn hatten die Soldaten am Vormittag enttäuscht. Gab es Gründe dafür?
Sie waren schlecht trainiert. Mehrere Wochen Sonderwache in einem anderen Standort und ein längerer Arbeitseinsatz lagen zwischen dem letzten Gefechtsexerzieren und diesem Vormittag. Beides war notwendig gewesen, und sie hatten sich dabei bewährt.

Ich wollte den Vormittag nicht überbewerten, warf ich ein. Aber nach bester Kompanie und bester Gruppe habe das nicht ausgesehen. Kondition sei nur die eine Seite. Was aber hinderte die Genossen an einem disziplinierten, der angenommenen Gefechtssituation entsprechenden Verhalten?
Harald Reichelt sah mich an und nannte den Vormittag ein einziges Schwimmfest. Ich horchte auf. Nicht eine Pfütze hatte ich an dem kahlen Hang gesehen. Der Unteroffizier lächelte. Sie verstünden darunter genau das, was ich am Berg erlebt hätte.

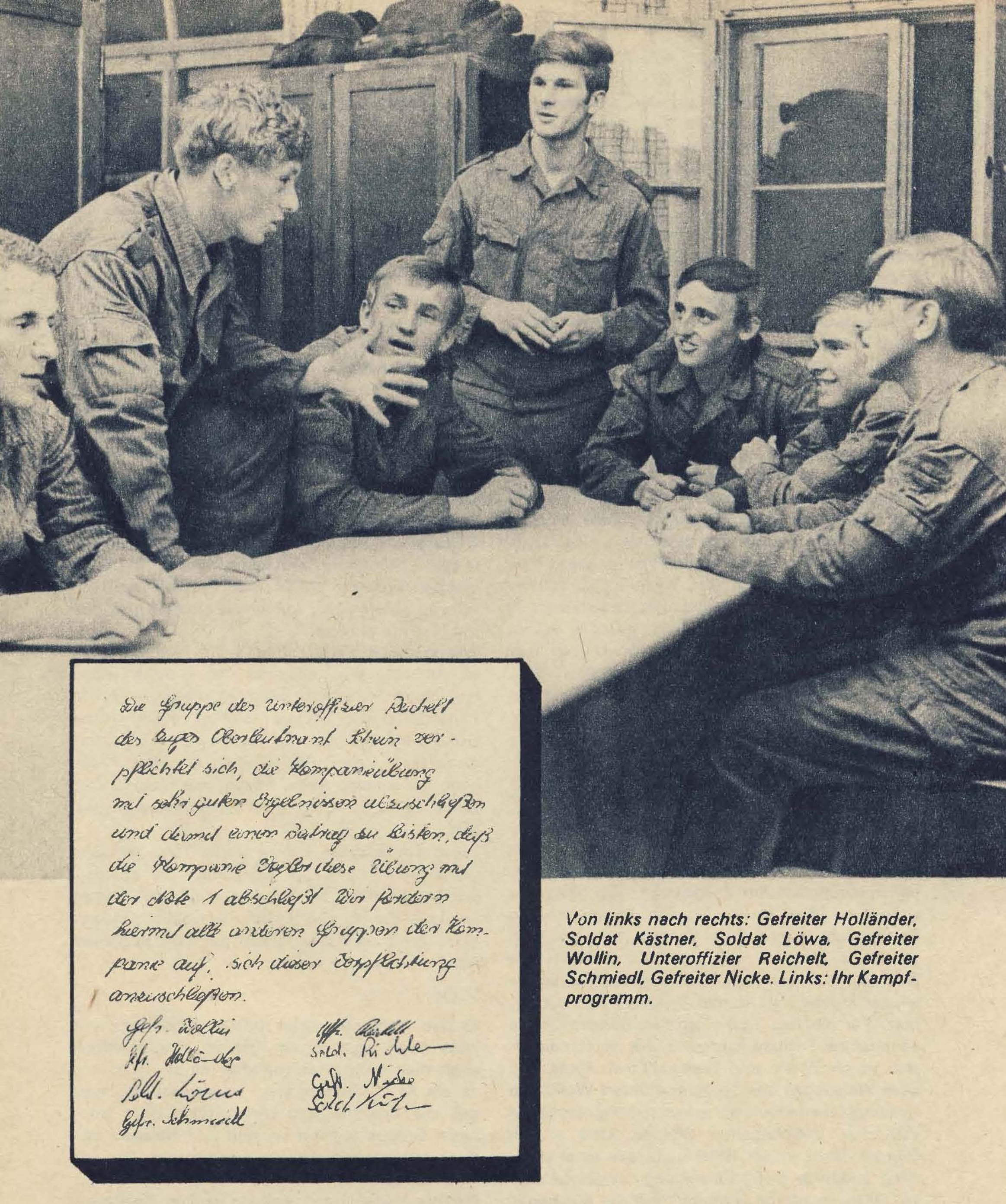


Sicher wisse ich nicht, daß für diese Ausbildung auf dem Berg das Thema „Angriff mit SPW" vorgesehen war. Lehrgefechtsfahrzeuge seien geplant gewesen, waren aber nicht da. Trotzdem wurde nach den Regeln eines Angriffs mit SPW exerziert, damit nur ja der Plan erfüllt wurde. Das habe die Soldaten durcheinander gebracht. Ohne Fahrzeuge sei die Gefechtsordnung anders. Auch er fühle sich außerstande, zu Fuß das Gefühl zu haben, er würde gefahren. Wenn, so betonte er, von den Soldaten hohe Leistungen gefordert werden, so müsse der Ausbilder die Basis dafür schaffen. Als Unteroffizier sorge er in der Gruppenausbildung auch für das Nötige. Versäumnisse in dieser Frage

würde seine Gruppe nicht dulden. Solle er es von seinen Vorgesetzten ohne Widerspruch hinnehmen? Und diese wieder von ihren?
Wie er das meine, es gehe doch schlecht an, dort auf dem Berg mit den Vorgesetzten zu diskutieren, gab ich zu bedenken.
Keineswegs, erwiderte er, das wäre nicht seine Art. Obwohl man ihm so etwas geme nachsage, da er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg halte.
Er schien mir streitlustig zu sein. Im positiven Sinn. Ich fand das gut so, denn es klärt die Verhältnisse, treibt sie vorwärts.
Die Dinge liegen doch so, nahm Reichelt das Gespräch wieder auf, die Soldaten werden zu bewußtem Einsatz erzogen. Das gelingt mal schneller, mal weniger schnell. Das ist oft vom Einzelnen abhängig. Davon, wie wir es verstehen, ihm diese Einsichten beizubringen. Erfolge stellen sich meist erst ein, wenn jeder ganz bestimmte persönliche und nicht immer nur angenehme Erfahrungen gemacht hat. Aber rechnen wir immer damit, daß die Soldaten auch an uns Forderungen stellen? Das läuft doch auf die Frage hinaus: Wenn wir, die Soldaten, *unsere* Norm schaffen, wie hat dann der Ausbilder *seine* Norm erfüllt? Ist diese Frage nicht berechtigt, gab der Unteroffizier zu bedenken, wenn der Ausbilder, aus welchen Gründen auch immer, vorher nicht erfüllte Gefechtsausbildung nachholen muß? Sollte er nicht lieber die Ausbildung sorgfältiger vorbereiten, die Zeit effektiver nutzen, sich dabei mit den Soldaten noch enger verbünden und ihre Initiative voll ausschöpfen? Stattdessen wird den Jugendfreunden in FDJ-Versammlungen vorgehalten, was sie noch alles zu erlernen haben. Auch bei uns wurde über die FDJ und ihre Beschlüsse aus der Freizeit der Soldaten zusätzliche Zeit für die Ausbildung herausgeschunden. Sollten die Vorgesetzten nicht im Gegenteil durch gute Dienstorganisation den Soldaten ausreichend Zeit für Erholung, Bildung und persönliche Interessen ermöglichen? Damit Bedingungen schaffen, daß die FDJ in der Erziehungsarbeit an die Gefühle und Ideale der jungen Soldaten anknüpfen kann?
Keine Frage war es für Reichelt, daß sich die FDJ-Organisation der Kompanie vor einer Inspektion der Schutzausbildung annahm. Die Situation war ernst. Kurz vor der angekündigten Überprüfung hatte die Kompanie neue Schutzumhänge empfangen. Hatten die alten Knebel zum Verschließen, so besaßen die neuen Druckknöpfe, ungewohnt für die Soldaten. So war es notwendig, auch in der Freizeit zu trainieren. Die FDJ beschloß es. Reichelt unterstützte den Beschluß vorbehaltlos und auf seine Art.
Reichelts Soldaten bilden die nichtstrukturmäßige chemische Gruppe der Kompanie. Sie müssen die Kompanie rechtzeitig vor Kampfstoffen warnen, damit der Kompaniechef Schutzmaßnahmen befehlen kann. Deshalb sah die Überprüfung auch vor, daß die Kompanie unabhängig von den Einzelergebnissen eingeschätzt wird, nach dem Können der nichtstrukturmäßigen chemischen Gruppe.
Am Abend vor der Inspektion lag die Kompanie in einem Wald in Bereitstellung. Alle waren erregt. Die Ergebnisse bereits überprüfter Kompanien wurden bekannt. Sie stachelten den Ehrgeiz an, ließen aber Sorgen aufkommen um die eigenen Chancen. Strengte man sich selber an, konnte es umsonst sein, wenn Reichelt mit seinen Genossen versagte.
Auch Unteroffizier Reichelt war unruhig. Kurz entschlossen übten er, die Gefreiten Holländer und Schmiedl noch einmal. Nicht im dichten Gebüsch für sich allein, sondern mitten unter den Augen der Kompanie. Dutzende Augenpaare starrten gespannt auf die Zifferblätter der Armbanduhren, während die drei hantierten. Die Zeiten, die dutzendmal gestoppt wurden, lagen weit unter der Normzeit für die Eins. Der Beweis war erbracht. Die drei Genossen würden die Kompanie nicht im Stich lassen.
Am nächsten Tag erkämpfte die Kompanie bei allen Normen die Eins.
Diese Episode erzählte mir nicht Reichelt selbst. Von Oberleutnant Vogler erfuhr ich sie, mit viel Lob über den Unteroffizier. Ich wurde den Gedanken nicht los, daß in der Kompanie auf verschiedenen Ebenen mit besten Absichten um das gemeinsame Ziel gekämpft wird, doch es fällt schwer, im gleichen Tritt zu bleiben.
Der Unteroffizier sprach dann selbst darüber. Ihr Parteikollektiv müsse sich in der Mühle des täglichen Kasernendienstes durchsetzen und so kontinuierlich arbeiten, wie es das mitten in der höchsten Anspannung, vor und während Truppenübungen, getan habe. Die Erfolge der Kompanie seien auch deshalb möglich gewesen, weil sie sich damals konkret mit den Faktoren beschäftigt haben, die das Streben der Soldaten nach hohen Leistungen hemmten. Offen sei über mangelnde Dienstorganisation durch die Ausbilder, über schleppende Auswertung des sozialistischen Wettbewerbs und die zuweilen noch ungenügende Aktivität der FDJ-Organisation gesprochen und Änderung verlangt worden . . .
Wir trennten uns erst, als es im Zimmer dunkel wurde. Wir hatten uns regelrecht am Thema festgefressen und dabei die Abendbrotzeit vergessen. So zogen wir das Fazit, daß Vorbild und Beispiel die Erziehung fördern, daß echtes Kräftemessen und Verantwortung auch für den einzelnen Soldaten seine Leistungen und Bewußtheit entwickeln.

XXX

Die Gruppe Reichelt war an dem Tag, als ich sie den Berg hinaufhasten sah, nur zu sechst. Als beste Gruppe der Kompanie war sie im Mai mit einer Geldprämie ausgezeichnet worden, hatte



Die Gruppe des Unteroffizier Reichelt des Zuges Oberleutnant Klein verpflichtet sich, die Kompanieübung mit sehr guten Ergebnissen abzuschließen und damit einen Beitrag zu leisten, daß die Kompanie Ziegler diese Übung mit der Note 1 abschließt. Wir fordern hiermit alle anderen Gruppen der Kompanie auf, sich dieser Verpflichtung anzuschließen.

Gefr. Wollin | Uffz. Reichelt
Gefr. Holländer | Sold. [illegible]
Sold. Löwa | Gefr. Nicke
Gefr. Schmiedl | Sold. Kästner

*Von links nach rechts: Gefreiter Holländer, Soldat Kästner, Soldat Löwa, Gefreiter Wollin, Unteroffizier Reichelt, Gefreiter Schmiedl, Gefreiter Nicke. Links: Ihr Kampfprogramm.*

davon aber erst Anfang Juli erfahren. Das ärgerte die Genossen. Es war einfach keine Art, so mit ihnen umzugehen. Sie fühlten sich nicht schlechter als andere, waren aber doch stolz, die Ersten zu sein. Gern hätten sie dies im würdigen Rahmen erfahren, so mit Stillgestanden, Vortreten und Händedruck.

Als das Versäumnis aufgedeckt war und der Gruppenführer jedem seinen Anteil an der Prämie aushändigte, war das aber auch noch schön.

Unteroffizier Reichelt vertrat zur Zeit den Zugführer. Die Gruppe führte Soldat Kästner. Warum ein Soldat, wo in der Gruppe auch Gefreite waren? Und warum war er denn noch Soldat? Dazu erfuhr ich eine lange und mehrere kurze Geschichten.

Die lange Geschichte besagte, daß der Klempner aus dem erzgebirgischen Sturmlaternenwerk Beierfeld seinen Dienst über alle 14 Monate stets mit guten Leistungen versehen hatte. Die letzte kurze Geschichte verlief so: Genosse Kästner mußte

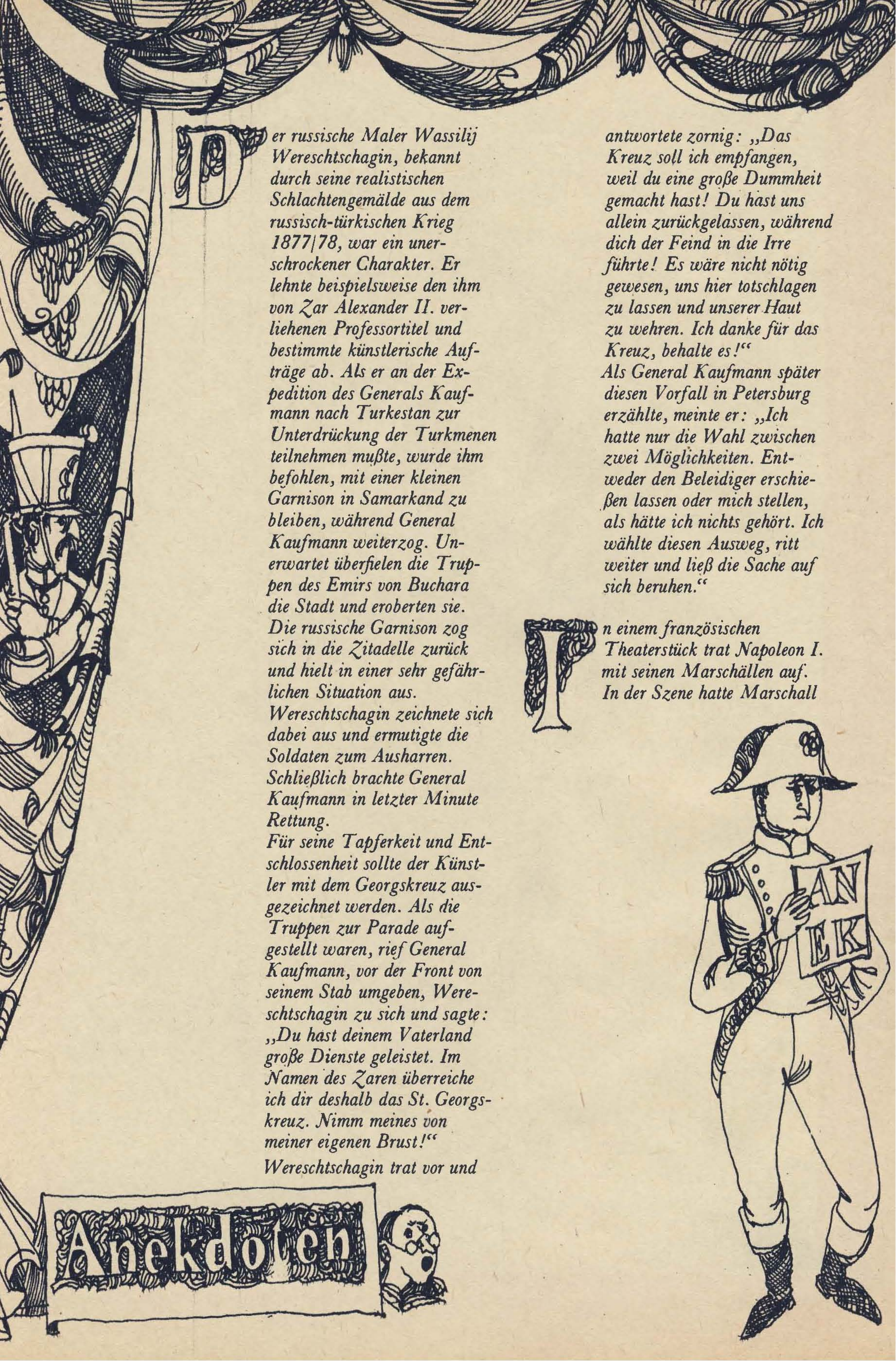
kurzfristig zum 24-Stundendienst aufziehen. Er konnte sich nicht mehr um die Ordnung in der Stube kümmern. Das reizte des UvD Ordnungssinn und daraufhin Kästner zum Widerspruch. Kästners vorgesehene Beförderung wurde gestrichen. Unteroffizier Reichelt aber setzte den guten Soldaten als Stellvertreter ein. Weil sein Können vorbildlich war für die anderen. Aber auch deshalb, damit Kästner die Konsequenz von Befehlsgabe, Ausführung und Kontrolle am eigenen Leibe spüre.
Kästner wurde ihm ein guter Stellvertreter. Denn wenn er sagte: „. . .da hau'n wir nochmal richtig drauf!", dann zog die Gruppe durch, gemeinsam und mit Erfolg. Sein Zauberspruch wirkte jedoch erst, wenn – bei einem früher, beim anderen später – die Erleuchtung kam, auf die der Laternenwerker seine Anfeuerung beziehen konnte.
So die beiden Fußballstürmer Wollin und Löwa. Sie bestimmten im Truppenteil vom ersten Tage an das Tempo des Angriffs – in der Fußballmannschaft. In der Gruppe aber dämpften sie beträchtlich ihr Temperament. Sie schlichen geradezu über die Sturmbahn. Nicht, weil es ihnen zu schwer gewesen wäre. Nein, sie fanden es für sich persönlich überflüssig, langweilig. Dazu paßte es Wollin nicht, daß auch fremde Unteroffiziere von ihm etwas verlangen konnten. Für eine Befehlsverweigerung empfing er eine Strafe und den Spott der Stubengenossen, denn es war eine Nichtigkeit, um derentwillen er trotzte. Er und Löwa diskutierten oftmals, wenn ihnen Befehle nicht schmeckten. Zur Einsicht wurden sie erst durch ihre Erlebnisse an einem rauhen Wintertag gebracht.
Die Gruppe Reichelt bildete auf dem Marsch die Spitzengruppe der Kompanie. Der Unteroffizier hatte den Gefreiten Wollin und den Soldaten Löwa als Spitzenspähtrupp ausgesandt. Sie bewegten sich etwa 80 m vor der Gruppe. In verschneiten Straßengräben, sich durch Schneewehen quälend, arbeiteten sie sich vorwärts. Sie nutzten jede Deckung und sicherten sich gegenseitig. Immer wieder krochen sie durch die Lücken im Unterholz. Für die fast 1,80 m großen Jungens keine angenehme Fortbewegungsart. Sie verständigten sich durch Blicke und Gesten. Löwa fügte sich allen Weisungen des Spähtruppführers Wollin. Im Unterholz bemerkten sie rechtzeitig abgebrochene Sträucher, zertrampelten Schnee. Und – den Gegner. Ganz in der Nähe lugte aus einer sorgfältig getarnten Schützenstellung ein Stiefel hervor. Man lauerte im Hinterhalt auf die Kompanie. Wollin und Löwa wechselten nur einen Blick. Stumme Absprache: „Wer – wen?" Danach wirbelte etwas Schnee auf, und zwei Schützen folgten ihnen, wenn auch unfreiwillig, zur Gruppe. Reichelt warnte die Kompanie. Sie konnte sich rechtzeitig entfalten und die übrigen Kräfte des Gegners unschädlich machen.
Als die Gruppe sich wieder sammelte, fragte Reichelt ganz nebenbei Wollin, wie lange diesmal Löwa über Befehle diskutiert habe, und ob die gegnerischen Schützen solange geduldig gewartet hätten. Der Unteroffizier erhielt darauf keine Antwort. Doch von da an registrierte er, daß Löwas und Wollins Ehrgeiz erwacht war.
Das war auch jene Zeit, als der kleine Schmiedl vorzeitig zum Gefreiten befördert wurde. Das wurmte die um einen Kopf größeren Fußballer. Denn es stimmte, was Gefreiter Schmiedl sagte: „. . .ich habe eigentlich nur mein Zeug gemacht."
Das Beispiel des Panzerbüchsenschützen Schmiedl spornte alle Genossen der Gruppe an. Es gab ihnen zu denken, sogar in der Hinsicht, daß es sich auch persönlich lohnt, ein guter Soldat zu sein. So bemerkte Holländer, der so gerne tanzen ging und ein paar Bier nicht verachtete, daß Schmiedl jetzt reichlicher mit Ausgang gesegnet war als er selbst. . .
Übungen und Überprüfungen standen bevor. Wie sollten sie diese meistern? Sie machten sich Gedanken, sprachen darüber, heftig und ruhiger, je nach Stimmung und Temperament. Doch sie einigten sich und gaben eine Gruppenverpflichtung ab: Gemeinsam wollten sie arbeiten, gemeinsam Erfolge erringen.
Wer es zuerst aussprach, ist nicht verbürgt, doch es stimmte: Was nützt es der Gruppe, wenn Panzerbüchsenschütze Schmiedl die gegnerischen Panzer von der Gruppe fernhält, IMG-Schütze Holländer aber die sie begleitenden Schützen durchläßt? Oder: SPW-Fahrer Gefreiter Nicke kann nur solange sicher fahren, wie Richtschütze Soldat Löwa den Gegner mit seinem Feuer niederhält.
Diese Erkenntnisse kamen ihnen Tage vor dem grandiosen Angriff der Kompanie. Sie kosteten die Jungen nicht wenige Anstrengungen. Hatten sie doch Korrekturen an ihrer Persönlichkeit vorgenommen, die keiner, schon gar nicht in diesem Alter, mit Freuden macht.

XXX

Es gab nicht nur einen Reichelt. Die Kompanie hatte auch einen Horn. Diesem Gruppenführer sagte man nach, er mache alles mit der Ruhe und sei ein As im Stellungsbau. Interessant aber war, daß die Soldaten um Unteroffizier Horn auch beste Gruppe werden wollten und Reichelt und seine Mannen als Rivalen betrachteten. Das sah meist so aus:
Für die Verteidigungsstellung sollten Schützenlöcher für stehende Schützen ausgehoben und danach Verbindungsgräben gezogen werden. Wie Maulwürfe wühlten die Soldaten in der Erde. Es war Nacht. Die Gruppe Horn schielte, so gut es ging, 'rüber zur Gruppe Reichelt, dort strengte man seine Augen in umgekehrter Richtung an. Horn hatte an diesem Tage einen Soldaten weni-

*Fortsetzung auf Seite 71*






*Der russische Maler Wassilij Wereschtschagin, bekannt durch seine realistischen Schlachtengemälde aus dem russisch-türkischen Krieg 1877/78, war ein unerschrockener Charakter. Er lehnte beispielsweise den ihm von Zar Alexander II. verliehenen Professortitel und bestimmte künstlerische Aufträge ab. Als er an der Expedition des Generals Kaufmann nach Turkestan zur Unterdrückung der Turkmenen teilnehmen mußte, wurde ihm befohlen, mit einer kleinen Garnison in Samarkand zu bleiben, während General Kaufmann weiterzog. Unerwartet überfielen die Truppen des Emirs von Buchara die Stadt und eroberten sie. Die russische Garnison zog sich in die Zitadelle zurück und hielt in einer sehr gefährlichen Situation aus. Wereschtschagin zeichnete sich dabei aus und ermutigte die Soldaten zum Ausharren. Schließlich brachte General Kaufmann in letzter Minute Rettung.*

*Für seine Tapferkeit und Entschlossenheit sollte der Künstler mit dem Georgskreuz ausgezeichnet werden. Als die Truppen zur Parade aufgestellt waren, rief General Kaufmann, vor der Front von seinem Stab umgeben, Wereschtschagin zu sich und sagte: „Du hast deinem Vaterland große Dienste geleistet. Im Namen des Zaren überreiche ich dir deshalb das St. Georgskreuz. Nimm meines von meiner eigenen Brust!“*

*Wereschtschagin trat vor und antwortete zornig: „Das Kreuz soll ich empfangen, weil du eine große Dummheit gemacht hast! Du hast uns allein zurückgelassen, während dich der Feind in die Irre führte! Es wäre nicht nötig gewesen, uns hier totschlagen zu lassen und unserer Haut zu wehren. Ich danke für das Kreuz, behalte es!“*

*Als General Kaufmann später diesen Vorfall in Petersburg erzählte, meinte er: „Ich hatte nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder den Beleidiger erschießen lassen oder mich stellen, als hätte ich nichts gehört. Ich wählte diesen Ausweg, ritt weiter und ließ die Sache auf sich beruhen.“*

*In einem französischen Theaterstück trat Napoleon I. mit seinen Marschällen auf. In der Szene hatte Marschall*

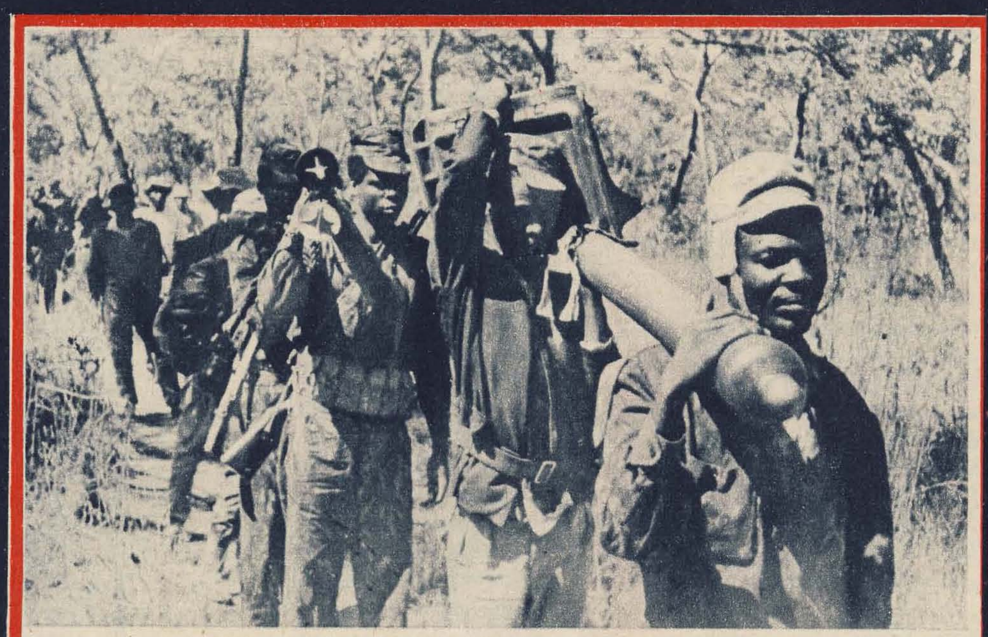
*Berthier dem Kaiser mit untertäniger Verbeugung eine Proklamation zu übergeben, die dieser dann pathetisch herunterdeklamierte. Der Darsteller des Napoleon aber war faul – er hatte die Proklamation als Teil seiner Rolle nicht auswendig gelernt, sondern las sie bequem vom Blatt ab. In der sechsten Vorstellung des Stückes begann also der Kaiser wiederum: „Offiziere und Soldaten!“ und bemerkte jetzt plötzlich, daß ihm der Darsteller des Berthier ein leeres Blatt Papier aus kollegialer Bosheit überreicht hatte. „Offiziere und Soldaten!“ fährt Napoleon geistesgegenwärtig fort. „Hier steht der große Berthier vor euch. Ich habe ihn gestern zum Fürsten von Wagram und zum Marschall von Frankreich ernannt. Heute erwartet ihn die allergrößte Ehre: Er selbst wird in meinem Namen zu den Truppen sprechen!“ Er reicht das Blatt Berthier: „Hier, Marschall, lesen Sie!“ Zunächst scheint es, als bekäme Berthier einen Nervenschock. Dann aber verneigt er sich tief vor dem Kaiser. „Sire“, sagt er, „ich bin völlig verwirrt von dieser Ehre und ihrer nicht würdig. Ich bin ein einfacher Soldat, meine Heimat sind die unwegsamen Steilhänge der Pyrenäen, wo man von alters her nicht lesen lernt...“ Mit resignierender Geste reicht er dem erschütterten Napoleon das unbeschriebene Blatt zurück...*




*Der Dichter Theodor Storm mußte 1856 von seiner Husumer Heimat ins preußische Exil gehen. Zunächst lebte er in Potsdam, später in Heiligenstadt. In seinem Brief vom 5. 12. 1863 an seine Eltern schrieb er eine Begebenheit nieder, die seine Frau Constanze unterwegs erlebt hatte: „Eine Reisegeschichte von Constanze muß ich doch erzählen: Beim Absteigen in Hannover kann sie nicht nach ihrem Wagen finden und bittet zwei Offiziere, sie nach dem Wagen Nummer so und so zu geleiten. Sie sind auch gern bereit und gehen mit ihr. Im Gehen fragt der Eine: ‚Zweite Klasse, nicht wahr?‘ – ‚Nein, dritte Klasse‘, antwortet Constanze. Da wenden die beiden aristokratischen Herren ihr den Rücken und lassen sie stehen, ohne ein Wort weiter an sie zu verlieren. Das ist der Geist unseres deutschen Militärs...“*

Illustration: Horst Bartsch



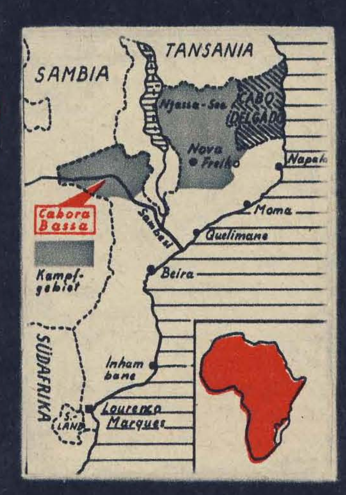


*Gegen nunmehr 70000 portugiesische Kolonialsöldner tritt die Befreiungsfront von Moçambique immer wieder zur Offensive an. Ihr Operationsgebiet umfaßt inzwischen ein Drittel des Landes von dem sie größere Gebiete bereits fest in Händen hält.*

Unsere Kolonne zählte einhundertzwanzig Mann. Dreißig von ihnen waren eingeteilt, den sowjetischen Gast zu begleiten. Die übrigen hatte das gemeinsame Marschziel mit uns zusammengeführt: der Stützpunkt „Beira", der einige Tagesmärsche von der tansanischen Grenze, über die ich gekommen war, entfernt liegt.
Dieser Stützpunkt der Befreiungsfront von Moçambique (FRELIMO) gehört zur Provinz Cabo Delgado, jener Provinz, in der im September 1964 der bewaffnete Widerstand gegen Portugals Kolonialsöldner begann.
Bergauf und bergab führte uns der Pfad, durch dichtes Unterholz und über nur spärlich bewaldete Plateaus. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit gelangten wir zur Abteilung „Limpopo". Ihre Stellungen lagen am Rande einer abgeflachten Bergkuppe, die das ganze umliegende Gebiet beherrschte.
In der Ferne blinkte, kaum noch wahrnehmbar, wie ein dünner Silberfaden der Grenzfluß Ruwuma.
„Betrachten Sie den zurückgelegten Weg?", fragte mich der Abteilungskommandeur. „Es sind etwa zwanzig Kilometer – Luftlinie. Diese gesamte Zone hat unsere Abteilung unter Kontrolle. Überall stehen unsere Posten. Sie sichern das befreite Gebiet vor gegnerischen Luftlandeunternehmen, schützen Transporte und organisieren notfalls die Evakuierung der Bevölkerung aus zeitweiligen Kampfgebieten."
Kaum war die Nacht vorbei, ging der Marsch weiter. Wir erreichten eine Siedlung, das „Zentrum für Genesende". Hier finden Partisanen Aufnahme, deren Verletzungen so schwer sind, daß sie kampfuntauglich wurden. Im Zentrum werden sie medizinisch behandelt – und auf ihr späteres ziviles Leben vorbereitet.
Der Leiter des Zentrums, Alberto Seliwondo, erzählte, daß etwa fünfzig Genesende auf den Feldern der Siedlung Maniok, Mais und Reis anbauen. Sechs ehemalige Kämpfer haben sich der Holzschnitzkunst verschrieben und werden von erfahrenen Meistern ausgebildet. Die von ihnen geschaffenen Skulpturen werden über Genossenschaften der FRELIMO exportiert. Etwa zwanzig Wegstunden vom Zentrum entfernt liegt die Genossenschaft der Schnitzer. Das ist ein Dorf, in dem sich von jeher die Einwohner fast nur mit der Schnitzerei befassen, der traditionellen Volkskunst des Stammes der Makonde.
Über die Meisterschaft der Makonde-Holzschnitzer ist schon viel geschrieben worden. Ihre Skulpturen finden sich in Museen Europas und Amerikas. Die Führung der Befreiungsfront unterstützt die Volkskünstler und ist bemüht, ihnen trotz der

Ein Sonderkorrespondent der „Prawda", Genosse Ignatjew, marschierte in Moçambique

# Auf Partisanenpfaden




kriegsbedingten Erschwernisse alle Möglichkeiten für ihre schöpferische Arbeit zu bieten.
Das ist zugleich ein Beispiel dafür, wie ernsthaft die FRELIMO an die Lösung der nationalen Frage im Lande herangeht. In Moçambique leben viele Stämme mit unterschiedlichen Sitten, Gebräuchen und Traditionen. Sie sprechen zum Teil verschiedene Sprachen. Doktor Eduardo Mondlane, der 1969 heimtückisch ermordete Begründer und erste Präsident der Befreiungsfront, beschrieb in einer seiner letzten Arbeiten sieben ethnische Gruppen Moçambiques. Die FRELIMO verhält sich behutsam und feinfühlig gegenüber der Kultur, der Sprache und den Bräuchen der Stämme, tritt aber zugleich entschieden gegen jeden Stammesegoismus auf. Sie verbreitet erfolgreich – vor allem unter der Jugend – die Auffassung, daß alle Stämme des Landes zur einheitlichen moçambiquischen Nation gehören.
In vielen Dörfern, in denen wir unterwegs kurze Rast hielten, konnte ich das feststellen. Stets versammelte sich die gesamte Einwohnerschaft um uns, und Ioacim Cissano, der unsere Gruppe führte, sowie zwei weitere Funktionäre der Befreiungsfront, die mich begleiteten, hatten jedesmal Dutzende von Fragen zu beantworten – auch wenn die Zeit noch so sehr drängte.
Dort, wo wir übernachteten, ließen sich die Zusammenkünfte freilich nicht auf ein „Fünf-Minuten-Meeting" beschränken. So war es beispielsweise auch am fünften oder sechsten Tag unseres Marsches.
Wir hatten gegen zwanzig Uhr in einem kleinen Dorf Halt gemacht und kaum die müden Beine ein wenig ausgestreckt, als auch schon der Sekretär der FRELIMO dieses Ortes kategorisch erklärte: „Das Volk verlangt eine Versammlung!"
Volk ist gut, dachte ich. Das Dorf zählte nämlich kaum fünfzig Einwohner. Doch dann stellte sich heraus, daß Leute aus der ganzen Umgebung hier zusammengekommen waren, als sich herumgesprochen hatte, daß ein „großer Chef" der FRELIMO den ausländischen Gast begleitete.
Geduldig ging Ioacim auf alle ihm vorgetragenen Probleme ein, wobei mir besonders die „parlamentarische Anfrage" einer alten Frau in Erinnerung geblieben ist.
„Wir hatten eine gute Ernte", sagte sie, „unsere Kinder werden jeden Tag satt sein. Wir haben Kleidung und Decken, die wir in der Genossenschaft kaufen konnten. Doch immer wieder kommen portugiesische Flugzeuge, schießen und werfen Bomben auf die Felder, und wir können dagegen nicht viel tun. Warum schickt die FRELIMO nicht auch Flugzeuge, um die Feinde abzuschießen? Das ist das Problem, das mich be-

wegt, und das ich von der Staatsmacht beantwortet haben möchte."

Ioacim Cissano hatte aufmerksam zugehört, dankte der Frau und verwies darauf, daß sie ein sehr wichtiges Problem berührt habe.

„Sicher haben Sie, Mütterchen", erkundigte er sich dann, „schon vor Jahren, als unser Kampf begann, mitgeholfen, den Soldaten Waffen zu bringen?"

„Ja", erwiderte sie stolz, „ich habe schon damals Waffen getragen."

„Waren das solche Waffen?" fragte Ioacim, nahm einem Bauern seine alte Flinte aus den Händen und hob sie über den Kopf.

„Ja, solche Gewehre waren das."

„Und später?" Diesmal griff Ioacim nach einer „Kalaschnikow". „Waren es da nicht solche Maschinenpistolen, die uns unsere Freunde schickten?"

„Das ist richtig, Söhnchen", bestätigte die alte Frau, „und dann haben wir auch ganz große geschleppt, eiserne; sie sahen aus wie Flußpferde."

Die Soldaten prusteten laut los.

„Da gibt es gar nichts zu lachen", sagte Ioacim. „Das waren Geschütze. Heute verstehen wir schon, mit ihnen umzugehen. – Was ist eine Maschinenpistole? Ein lebloses Stück Eisen, solange der Soldat nicht damit zu schießen versteht. Wie lange muß er das lernen? Vielleicht eine Woche oder zwei Wochen. Wie lange muß man lernen, um ein Geschütz richtig zu bedienen? Ein ganzes Jahr. Von einer Ernte bis zur nächsten. Und wie lange muß man erst lernen, um fliegen zu können?"

Cissano machte eine Pause und blickte in die Runde. Niemand rührte sich. Alle starrten ihn wie gebannt an.

„Tja", fuhr er dann fort, „ich weiß es nicht. Ich kann kein Flugzeug steuern. – Und Sie, Mütterchen?"

„Ich kann es auch nicht. Ich kann nur mit dem Gewehr schießen."

In das erneut aufbrandende Gelächter hinein sagte Ioacim: „Unsere klügsten Partisanen werden jedoch bei Freunden das Fliegen erlernen; und wir werden dann eines Tages auch Flugzeuge haben. – Bis dahin aber, Mütterchen, werden wir mit unseren Gewehren auf die portugiesischen Flieger schießen."

Nach örtlichen Maßstäben war die Versammlung kurz. Drei Stunden nach ihrem Beginn konnten wir uns in einer der Hütten ausstrecken. Cissano wälzte sich auf seinem Lager herum und lachte plötzlich lauf auf.

„Was ist los, Ioacim?" fragte ich verwundert.

„Die Alte will mir nicht aus dem Sinn", entgegnete er. „Ein prächtiges Weib! Gib ihr ein Flugzeug, und sie lernt, glaube ich, auch noch das Fliegen."

In unserer Kolonne marschierten einhundertneunzehn Männer und eine Frau. Sie hieß Vitorina Piosch. Alle trugen irgend eine Last: einen Rucksack, eine Kiste mit Patronen oder einen Sack mit Lebensmitteln. Vitorina schleppte einen großen Thermosbehälter, der sich weder auf den Kopf setzen noch auf den Rücken binden ließ. Sie hat ihn einhundertfünfzig Kilometer geschleppt.

„Warum nimmt keiner der Soldaten ihr diese Last ab?" fragte ich Ioacim einmal, als ich sah, mit welcher Mühe sich die Frau einen Berghang emporquälte.

„Sie gibt den Behälter nicht her", sagte mein Begleiter. „Er ist bis zum Rand voller Ampullen mit Impfstoff. Einen Teil davon soll das Heim für Waisenkinder erhalten, dessen Direktorin sie ist. Solch kostbares Gut könne sie keinem anderen anvertrauen, meint sie. Da ist nichts zu machen."

Bei dem Waisenhaus langten wir eines Abends an – und mußten, wie überall, erst einmal ein Meeting veranstalten. Auf einem Platz vor dem Heim versammelten sich etwa zweihundertfünfzig Personen.

Die Partisanen waren in militärischer Ordnung angetreten. Daneben standen die Bewohner des Dorfes. Auch Frauen mit Säuglingen standen. Ein wenig zur Seite ließ sich ungefähr ein halbes Hundert Kinder auf der Erde nieder. Eines kleiner als das andere; das älteste höchstens sechs Jahre alt. Sicher begriffen sie nicht viel von dem, was gesprochen wurde; dennoch lauschten sie, ohne selbst auch nur einen Ton von sich zu geben.

Erst als in der Ferne das Heulen eines Flugzeugtriebwerkes erklang, wurden sie etwas unruhig. Ängstlich blickten sie zum Himmel auf, schauten dann zu den Erwachsenen hinüber – und blieben sitzen.

Ruhig standen die Partisanen angetreten, ruhig blieben auch die Frauen, und ebenso ruhig fuhr Genosse Cissano in seiner Rede fort. Die Luft erzitterte von einer Detonation, von einer zweiten, einer dritten.

„Weshalb habt ihr das Meeting nicht abgebrochen?" fragte ich hinterher.

„Warum sollten wir?" fragte Ioacim zurück. „Weder das Heim noch das Dorf waren bedroht, sonst hätten unsere Luftbeobachter schon Alarm geschlagen. Innerhalb von Sekunden wären wir dann in den Deckungsgräben verschwunden. Diesmal war das nicht nötig. Die Bomben fielen auf ein vor zwei Monaten verlassenes Dorf."

Von Vitorina erfuhr ich die Geschichte ihres Heimes. Eines Tages war durch das Dorf eine Partisanenabteilung gezogen, die drei Säuglinge mit sich führte. Waisen. Die Eltern von den Portugiesen ermordet.

„Der Kommandeur hoffte", so erzählte Vitorina, „die Kinder bis zum nächsten Hospital durchzubringen; aber sie waren ja so schwach. Die Frauen des Dorfes liefen zusammen, seufzten und klagten, bis eine sagte: ‚Laßt sie doch hier. Wir werden sie pflegen und großziehen.' Das waren unsere

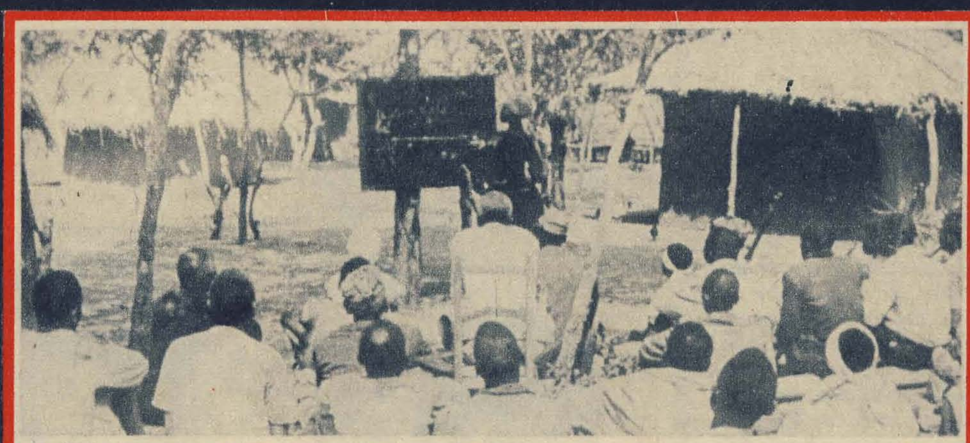
ersten drei Pflegekinder. Die Führung der Provinz erfuhr davon und schlug vor, hier ein Heim einzurichten. Jetzt haben wir neununddreißig Kinder."

Vitorina schilderte, wie aus allen Dörfern der Umgebung Frauen kamen und ihre Hilfe anboten. Zehn wurden ausgewählt, die übrigen zurückgeschickt – mit der Bitte, für das Heim Lebensmittel und Decken zu sammeln.

„Es wurde ein großer Erfolg", sagte sie am Schluß unserer Unterhaltung. „Die Sammlung half uns über die Anfangsschwierigkeiten hinweg. Inzwischen bekommen wir alles Notwendige von der Befreiungsfront. Vom Milchpulver bis zu Matratzen. Fast jede Partisanenabteilung, die hier vorbeikommt, bringt irgend etwas für das Heim mit."

eigentlich schon jetzt nicht mehr. Wir haben seine Zufahrtswege blockiert. Sie sind bereits vom Dschungel überwuchert. Der Gegner kann nur noch auf dem Luftwege versorgt werden; aber auch das fällt ihm von Tag zu Tag schwerer. Wir kontrollieren ihn ja aus allernächster Nähe, legen Hinterhalte an den Stellen, wo seine Hubschrauber landen können, greifen in den für uns günstigsten Momenten an, lassen seine Gegenangriffe ins Leere stoßen. Auf diese Weise verlor er bereits sechzig Mann an Toten und Verwundeten. Wir haben bisher nur einige wenige Verwundete."

Genosse Ambrosio führte mich durch den Stützpunkt „Beira", den ich mir, ehrlich gesagt, etwas anders vorgestellt hatte – mit massiven Bunkern und Befestigungsanlagen. Was ich vorfand, waren einige Schützengräben und Postenstände, durch



*Wahrzeichen der Volksmacht in den befreiten Gebieten Moçambiques sind neben Produktionsgenossenschaften und Urwaldhospitälern die von der Befreiungsfront überall eingerichteten Schulen, in denen außer den Kindern Zehntausende von Erwachsenen erst einmal Lesen und Schreiben lernen*

Den letzten Abschnitt zum Stützpunkt „Beira" mußten wir nachts zurücklegen; denn jetzt kamen wir in die unmittelbare Nähe des Feindes. Immer näher dröhnte Artillerie- und Granatwerferfeuer zu uns herüber.

„Die Portugiesen; sie schießen nachts immer wie wild in der Gegend herum", erläuterte mein Begleiter. „Na, sollen sie ruhig ihre Munition vergeuden."

Wir liefen über einen Gebirgskamm direkt nach Süden. Auf einmal leuchtete seitlich, etwa drei Kilometer von uns entfernt, zwischen Bäumen hindurch ein hin und her wandernder Lichtfleck auf. Der Scheinwerfer einer portugiesischen Befestigungsanlage, so erfuhr ich am nächsten Tage von „Beira"-Kommandeur Miguel Ambrosio.

„Dieses Stellungssystem der Kolonialtruppen ist zum Untergang verurteilt", erklärte er mit ruhiger Stimme. „Als militärischer Faktor existiert es

Laufgräben miteinander verbunden. Dazu ein paar mit Baumstämmen abgedeckte Erdhütten. Doch dann begriff ich, daß eine solche Anlage vollauf der hier notwendigen Partisanentaktik entsprach: Gegen einzelne Patrouillen war sie leicht zu verteidigen. Bei massiven gegnerischen Angriffen konnte sie binnen weniger Minuten verlassen werden.

Hier würde das jedoch kaum noch nötig sein. Als ich mich von den Kämpfern des Stützpunktes verabschiedete, erfuhr ich, daß für die nächsten Tage eine Operation geplant sei, um den Gegner noch enger einzuschnüren und ihn von vornherein an Gegenstößen zu hindern.

Auf dem Rückweg begleitete mich Miguel Ambrosio noch einige Kilometer – mit geheimnisvollem Lächeln, wie mir schien – und präsentierte mir dann seine Abschiedsüberraschung: sorgfältig getarnte Artilleriestellungen, die in aller Stille und vom Feinde unbemerkt bezogen worden waren.



Genügt ein Blick?

# EIN FLIRT MIT





*Er hat viele Gesichter. Aber ein trauriges nie. Er kann ausgelassen sein und still, aber nicht schwermütig. Er lacht und schweigt, tanzt und spricht. Aber weint niemals. Er reißt mit und bestätigt, bewegt und richtet auf. Aber zerstört nicht. Er ist überall. Im Zug fährt er mit und in der Straßenbahn. Im Tanzsaal sitzt er und in irgendeinem Warteraum. Im Urlaub lebt er und bei der Arbeit, auf Festlichkeiten und im Alltag. Und er hat einen Verbündeten. Den Zufall, der Maschen eines Einkaufsnetzes in einen Mantelknopf verwickelt, oder vielleicht an irgendeinem Tisch irgendeines Cafés einen freien Stuhl hält.*

*Oft ist der Flirt flüchtig und anonym, was nicht heißt, daß er oberflächlich sein muß. Er ist an kein Alter gebunden und lebt, seit Frauen und Männer aus verschiedenen Gründen aufeinander aufmerksam werden und aneinander Gefallen finden. Und seit dem versuchten viele, ihn zu formulieren, ihn zu definieren. Doch das ist nicht einmal denen gelungen, die ihm oft begegnet sind. Jeder hat nur immer seine Vorstellungen von ihm, seine Erfahrungen mit ihm, sein Verhalten ihm gegenüber ausgedrückt. Wie Oscar Wilde etwa, der einmal über ihn schrieb:*

*„Was ist Flirt? Er ist eine anmutige Verbeugung vor dem Eros, ein kleiner, vergänglicher Funke zwischen einem Mann und einer Frau, denen an einem lodernden Feuer nichts gelegen ist."*

*Meyers Neues Lexikon aus dem Jahre 1961 sagt das alles mit einem einzigen Wort, wobei ich ihm zugute halte, daß seine Verfasser keine Dichter sind. Dort heißt Flirt Liebelei! Das klingt wie „Kommentar überflüssig!" So läßt man manchmal jemanden fallen. In dem gleichen Ton sagen mutlose Möchtegerne über eine Frau: „Straßenmädchen".*

*Und doch sind alle Versuche einer Wertung und Erklärung Versuche geblieben. Die weisen wie die leichtfertigen, die*



# DEM FLIRT





*närrischen wie die melancholischen, die privaten wie die allgemeinen.*
*Aber der Flirt sagt über eine Gesellschaftsordnung aus, weil der Mensch als soziales, gesellschaftliches Wesen das aus ihm macht, was er jeweils selber ist, wie er ist. Geschäft oder gute Begegnung, Zeitvertreib oder interessantes Gespräch, Abwechslung und Ablenkung oder anspruchsvolle Beziehung.*
*Es gibt Berufsgruppen, denen man seit jeher nachsagt, sie seien besonders flirtfreudig. Den Soldaten zum Beispiel, die heute hier und morgen da seien und deren Zeit und Moral eben nur für flüchtige und zu nichts verpflichtende Begegnungen ausreiche.*
*Fragt man unsere Soldaten danach, schütteln sie den Kopf. Sie halten sich nicht für flirtfreudiger als andere. Sie sind nicht weniger als andere zu tiefen, dauerhaften Gefühlen fähig.*
*Der Flirt ist überall. Er ist nicht von einer bestimmten Zeitdauer abhängig. Oft braucht er nicht einmal ein einziges Wort. Und die Soldaten haben ihre Entlastungszeugen bei sich. Fotos ihrer Mädchen, Verlobungs- und Eheringe. Aber unsere Soldaten betreiben mitunter eine neue Art Flirt, und sie gestehen das mit verlegen-fröhlichem Lächeln ein – den Flirt um den Urlaubsschein.*
*Wer an sich Ansprüche stellt, stellt an den Flirt Ansprüche. Je reifer, je anspruchsvoller eine Frau oder ein Mann sind, um so interessanter und vielseitiger ist ein Flirt, sind die Beziehungen, die sie zu anderen aufnehmen, und um so tiefer sind die Wirkungen aufeinander. Solche Wirkungen haben allerdings manchen Funken zur Flamme gemacht. Aber nicht über die Liebe soll heute geschrieben werden, sondern über ihre liebenswerte, burschikose Schwester, die Kontakte sucht und Eindrücke, Komplimente erwartet und Erfahrungen, und die unterhalten sein will, klug und fordernd. Und was sie selber erwartet, das gibt sie auch zurück. Die Begegnung mit ihr macht einen Tag farbiger, heller. Sie füllt aus, sie bewegt, sie beschäftigt. Sie ist wie eine gute Melodie, wie der Blick auf eine außergewöhnliche Landschaft, wie ein fröhliches Lächeln oder ein*





# So flirtet SIE

*Gedicht, das aufhorchen läßt. Sie ist gut. Sie kann gut sein. Sie sollte gut sein bei uns, immer und überall. Aber das liegt an uns, an jedem von uns, ob der Flirt eine charmante, geistreiche Begegnung wird, oder eine platte, verblödelte und vertrödelte.*
*Das meinen auch Potsdamer Soldaten, die ich kenne. Der Flirt ist immer eine zweiseitige Angelegenheit. Nicht jeder gefällt jedem. Meine Mitflirter haben da ihre Erfahrungen, gute und schlechte. Sie treffen zum Beispiel auf Vorurteile bei Mädchen. Vorurteile gegen die Uniformierten an sich. Vorurteile, die bis heute in manchen Familien wie ein Erbstück weitergereicht werden. Und die Soldaten erleben, daß ihre Komplimente verdächtigt werden, weil viele Mädchen ihrerseits schlechte Erfahrungen mit einem unserer Soldaten auf alle unsere Soldaten verallgemeinern. Trotzdem! Die Soldaten haben sich entschlossen, ihre Komplimente nicht für sich zu behalten. Sie wollen sie sogar um mindestens das Doppelte steigern. Weil wir uns einig sind, daß man ohne Komplimente nicht so gut leben kann, wie mancher tut. Und wieviele Menschen, denen wir täglich begegnen, eine freundliche Verkäuferin, eine fleißige Zeitungsfrau, eine aufmerksame Straßenbahnfahrerin, verdienen unsere Komplimente. Also aufgepaßt. Wenn Sie nächstens von unseren Soldaten Komplimente hören, nehmen Sie die ernst. Nehmen Sie die sogar ernst, wenn sie Ihnen in unvorhergesehenen Situationen und an scheinbar unpassenden Plätzen gesagt werden. Komplimente und Flirts gehören nicht nur ins Café, auf den Tanzsaal und zu Festlichkeiten. Sie gehören auch in den Alltag.*
*Wie weit zwei gehen bei einem Flirt, ob er bei Komplimenten bleibt, oder ob er bis zum anderen Morgen, vielleicht sogar mehrere Tage oder immer dauert – überlassen wir das Ihnen. Bedingungen gibt es nicht. Keine Verbote gibt es und keine offizielle Definition. Das alles braucht der Flirt nicht. Es gibt jedoch Vorstellungen, Wünsche und Erfahrungen darüber, wie er gut ist und wie er nicht gut ist, wie er uns entspricht und wie er uns nicht entspricht.*
*Er ist ein Gefühl. Und er soll ein gutes Gefühl sein, immer. Seinetwegen, unseretwegen. Vom Reden allein aber wird er das nicht. Wie ein Garten, in dem man sich erholt und entspannt, durch eine Skizze allein kein Garten wird. Also, machen wir etwas, machen wir den Flirt gut.*
*Er hat viele Gesichter. Er ist überall. Er ist ein Gefühl. Und er entspricht uns, wenn wir das aus ihm machen, was wir selber sind, wie wir sind.*

Walter Flegel

*Renate Kurze (23):* Ein Flirt ist der Versuch der Kontaktaufnahme mit dem anderen Geschlecht. Er ist wichtig zur Erhaltung der Kommunikationsfähigkeit zwischen den Geschlechtern. Es ist schlecht, wenn man's nicht mehr kann.
*Roswitha Schmidt (20):* Flirten? Das kann ich nicht definieren, höchstens vormachen.
*Petra Kolte (18):* Nebeneinandersitzen, sich nett unterhalten, verträumt sein. Vorbereitung ist alles.
*Byanka Herrmann (20):* Durch den Flirt will man auf sich aufmerksam machen. Er geht nicht tiefer, aber ohne ihn ist es langweilig.
*Sigrid Hartmann (19):* Es ist die Suche nach einem neuen Partner, wie der Vogel auf der Balz. Meist fängt es mit den Augen an.
*Karin Wische (20):* Flirten ist ein angeregtes Gespräch zwischen den Geschlechtern, ein erholsames Techtelmechtel.
*Monika Korn (21):* Ein notwendiges Unübel, turteln. Es dient der Selbstbestätigung.
*Waltraut Rocke (18):* Eine kurze, unernste Bekanntschaft. Leute „veräppeln" macht immer Spaß.
*Monika Schmidt (21):* Flirt ist wie eine Zeitzünderbombe, die man erst scharf machen muß. Mir gefällt das, wie alles Aufregende und Prickelnde.
*Carmen Weiß (17):* Ich möchte schon flirten, hab's auch schon ein paarmal versucht, bloß ich

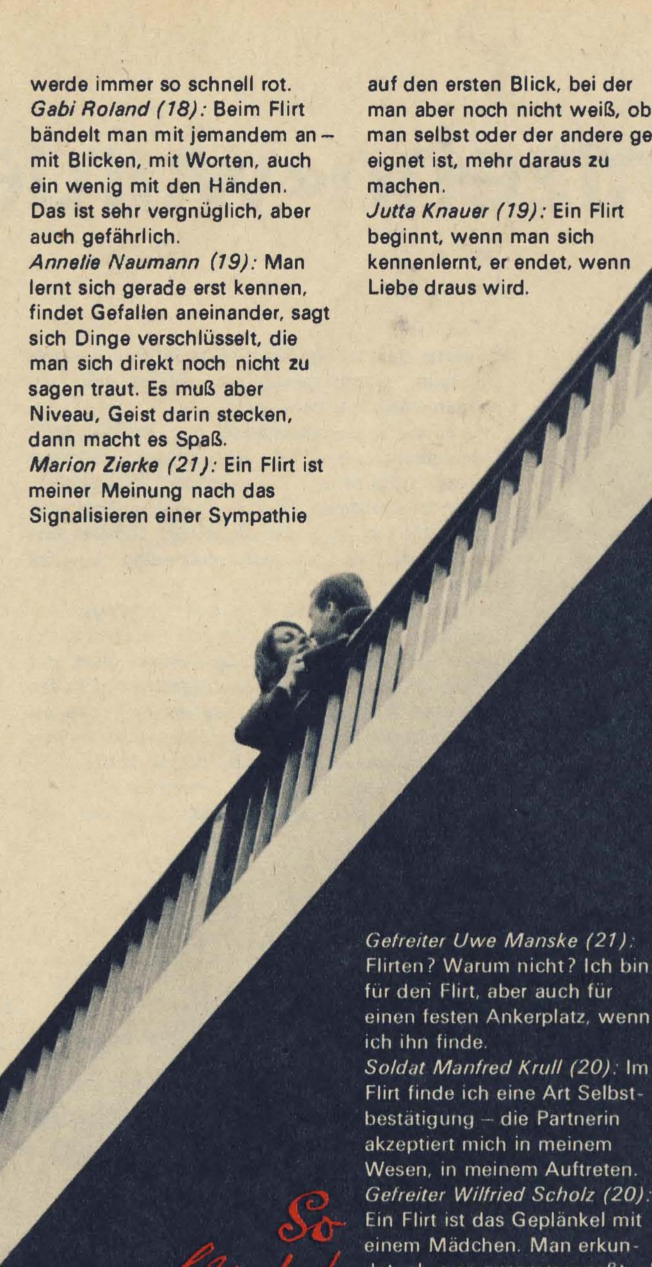
werde immer so schnell rot.

*Gabi Roland (18):* Beim Flirt bändelt man mit jemandem an – mit Blicken, mit Worten, auch ein wenig mit den Händen. Das ist sehr vergnüglich, aber auch gefährlich.

*Annelie Naumann (19):* Man lernt sich gerade erst kennen, findet Gefallen aneinander, sagt sich Dinge verschlüsselt, die man sich direkt noch nicht zu sagen traut. Es muß aber Niveau, Geist darin stecken, dann macht es Spaß.

*Marion Zierke (21):* Ein Flirt ist meiner Meinung nach das Signalisieren einer Sympathie auf den ersten Blick, bei der man aber noch nicht weiß, ob man selbst oder der andere geeignet ist, mehr daraus zu machen.

*Jutta Knauer (19):* Ein Flirt beginnt, wenn man sich kennenlernt, er endet, wenn Liebe draus wird.



# So flirtet ER

*Gefreiter Uwe Manske (21):* Flirten? Warum nicht? Ich bin für den Flirt, aber auch für einen festen Ankerplatz, wenn ich ihn finde.

*Soldat Manfred Krull (20):* Im Flirt finde ich eine Art Selbstbestätigung – die Partnerin akzeptiert mich in meinem Wesen, in meinem Auftreten.

*Gefreiter Wilfried Scholz (20):* Ein Flirt ist das Geplänkel mit einem Mädchen. Man erkundet, ob man zusammenpaßt, ob man sich ergänzt, nicht nur im Sexuellen, auch in den Auffassungen, in den Interessen.

*Eberhard Schellei (22):* Nicht zu verachten! Ich verstehe darunter: 'ne Braut klarmachen.

*Soldat Michael Pötschke (21):* Wie sagt man so schön? Gelegenheit macht Liebe, na und Gelegenheit macht auch den Flirt.

*Unterfeldwebel Gunter Pohl (22):* Der Flirt ist das Anfangsstadium des Sich-Kennenlernens. Aber ich habe das schon lange nicht mehr gemacht, nämlich seit ich meine Braut kenne.

*Rudi Neumann (19):* Flirten ist gegenseitiges Abtaxieren, Herumblödeln. Etwas Anständiges kommt da sowieso nicht 'raus.

*Soldat Helmut Krohse (20):* Ein Flirt kann aus Einsamkeit, aus Melancholie heraushelfen. Im Theater, im Café, beim Tanz ist das einfach. Aber sprechen Sie mal auf der Straße ein Mädchen oder eine junge Frau an: „Sie gefallen mir, darf ich Sie zu einem Kaffee einladen?" Wer geht schon darauf ein?

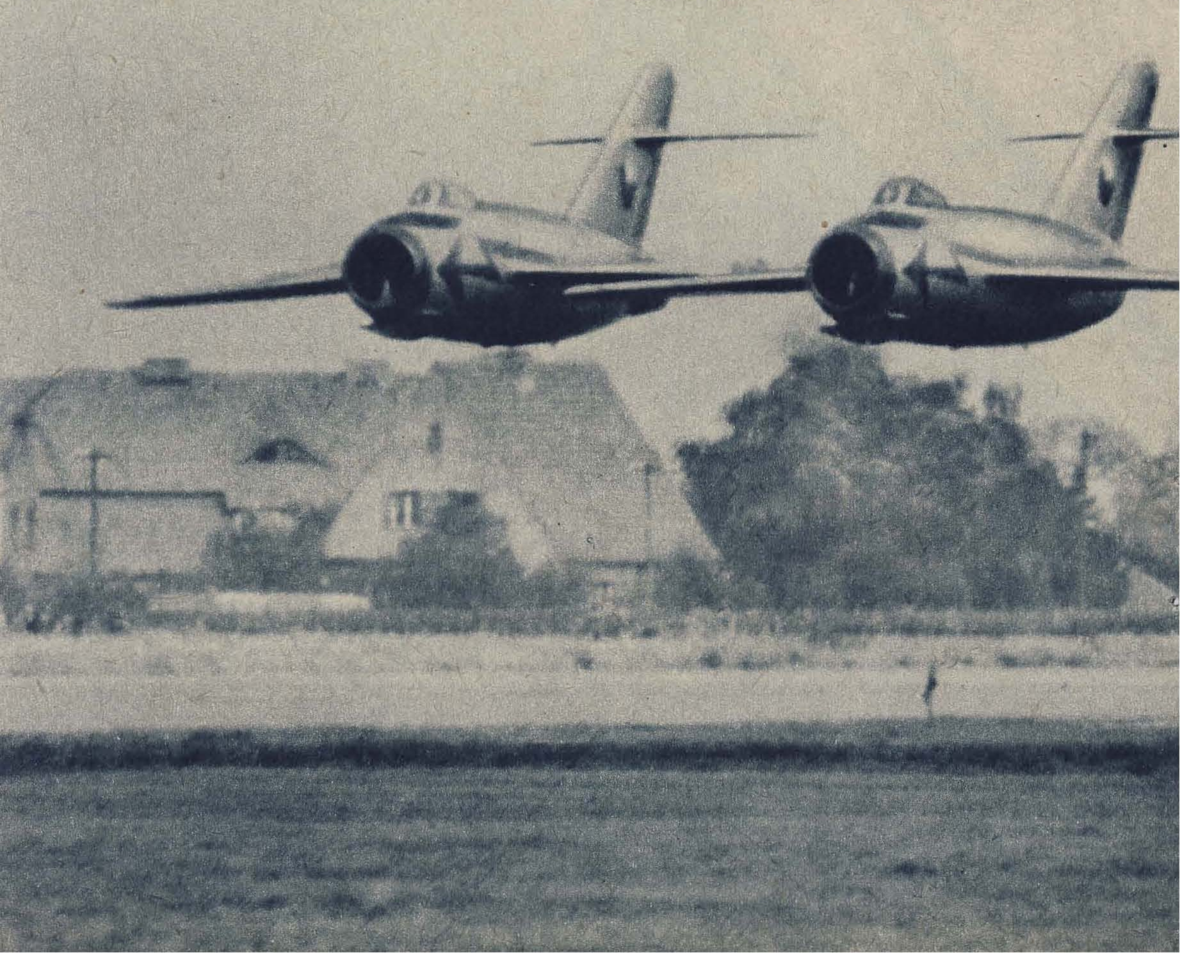
*Gefreiter Rüdiger Kempf (19):* Einer lernt ein Mädchen kennen, tanzt mit ihr, bringt sie nach Hause – und Schluß.

*Unteroffizier Dietmar Küchler (20):* Ein Soldat dreht sich öfter mal nach einem Mädchen um und beginnt einen Flirt, das ist biologisch bedingt. Ich meine, im Zivilleben sind doch Mädchen etwas Alltägliches, im Soldatenleben nicht.

*Gefreiter Roland Kanheißner (21):* Flirten hatte früher doch etwas mit flattern zu tun, mal da naschen und mal dort naschen. Heute verstehe ich darunter auch das gesellige Beisammensein von jungen Leuten, von Freunden, die lustig sind, ihren Spaß machen. Warum soll ich in diesem Sinne nicht auch mit der Partnerin meines Freundes flirten?

# Die »Fünfzehn« wurde

Silvester feierte sie ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Grund genug, um einiges aus ihrer Vergangenheit zu berichten.
Wie gesagt, sie entstammt der Familie MiG. Generalkonstrukteur Mikojan und sein damaliger engster Mitarbeiter, „Chefrechner" Gurewitsch, waren ihre geistigen Väter. Zur näheren Verwandtschaft zählten auch die Ingenieure Sawizki und Dudez, die an der Vorprojektierung beteiligt waren.
Als Geburtsjahr ist 1947 in den Unterlagen angegeben. Es war der Wunsch der Väter, daß der neue Sproß ein Jagdflugzeug werden sollte, das in großen Höhen schallnahe Geschwindigkeiten und eine Flugdauer von etwa einer Stunde erreichen kann. Im Konstruktionsbüro hieß sie von Anfang an nur die „Gepfeilte", oder kurz die „S" – was strelowidny, pfeilförmig, bedeutet.
Sie machte, noch bevor sie richtig da war, erst





**In diesem Alter schon Großmutter, Museumsstück, oder gar „altes Eisen"? Die brave „Fünfzehn" aus Mikojans Baureihe ist alles in einem: Großmutter, weil sie bis heute etliche MiG-Enkel erhielt. Museumsstück, weil sie nach wie vor Anziehungspunkt in den Armeemuseen ist. Auch darf man sie getrost zum „alten Eisen" zählen, denn keiner nimmt das angesichts der modernsten sowjetischen Strahljagdflugzeuge übel.**

einmal einige Schwierigkeiten. Man hatte seinerzeit eben wenig Erfahrung mit Flugzeugen, die gepfeilte Tragflügel in negativer oder positiver V-Stellung besaßen. So waren umfangreiche Berechnungen, vielerlei Versuche sowie Prüfungen im Windkanal notwendig, bis die geeignete Zelle gebaut werden konnte. Gleichzeitig galt es, ein Strahltriebwerk mit rund 3000 kp Schub zu entwickeln, weil es in jenen Jahren in der UdSSR nur Triebwerke mit Schubleistungen von 800 bis 1000 kp gab.

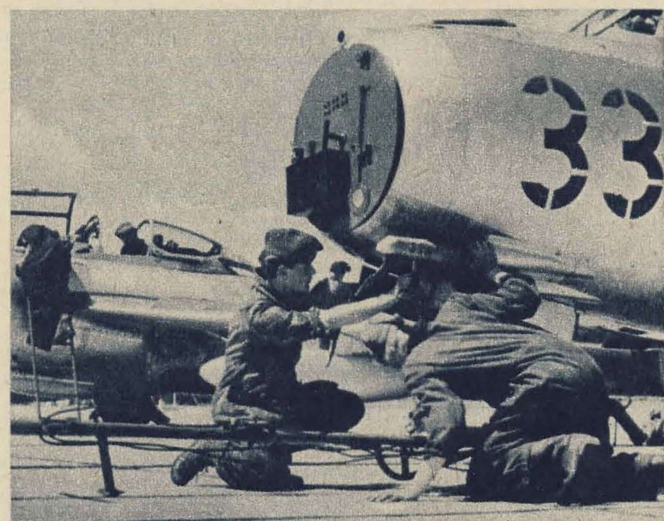
Väter und Paten strengten sich an und bauten innerhalb eines Jahres den ersten Prototyp. Jetzt konnten die Testpiloten ans Werk gehen und der neuen MiG die ihr noch anhaftenden „Unarten" abgewöhnen, damit sie bald in Serie produziert werden konnte. Eine dieser „Unarten" oder technischen Kinderkrankheiten war z. B. jene negative Erscheinung, die die Fachleute Abreißen der Strömung im Langsamflug nennen. Hierbei geht der Sog auf der Tragflügeloberseite verloren, der Auftrieb läßt nach und das Flugzeug sackt ab. Durch konstruktive Veränderungen wie die Wahl der negativen V-Stellung des Tragflügels und das Aufsetzen der sogenannten Grenzschichtzäune wurde Abhilfe geschaffen.

Am 30. Dezember 1947 begann die offizielle Flugerprobung. Testpilot Viktor Juganow bestieg am Tag darauf den Prototyp S-01 und feierte mit ihm das Jolka-Fest in luftiger Höhe. Im März des folgenden Jahres begann bereits die Serienproduktion des ersten einsatzfähigen Strahljagdflugzeuges mit Pfeilflügeln. Anfang 1949 übernahmen die sowjetischen Jagdverbände den neuen Typ.

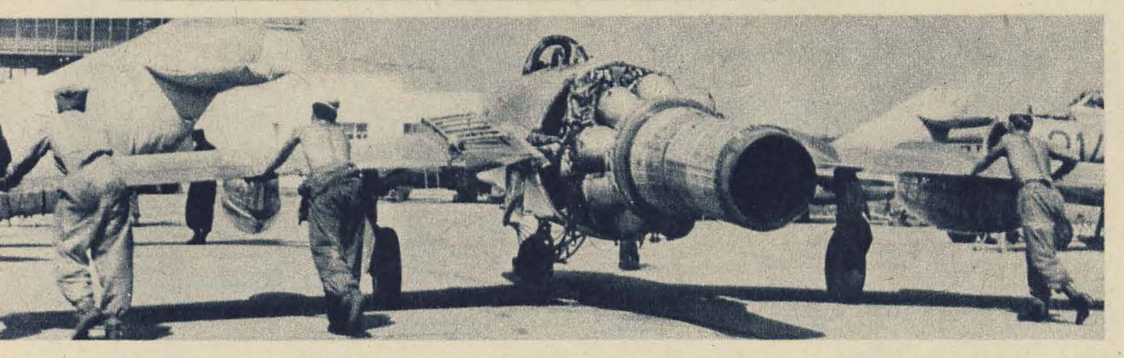
Als die MiG-15 zur Luftparade von Tuschino, im Juli 1949, staffelweise der Öffentlichkeit gezeigt wurde, hatte sie bereits eigene Nachkommen. So den Prototyp „SD", aus dem die MiG-15 bis

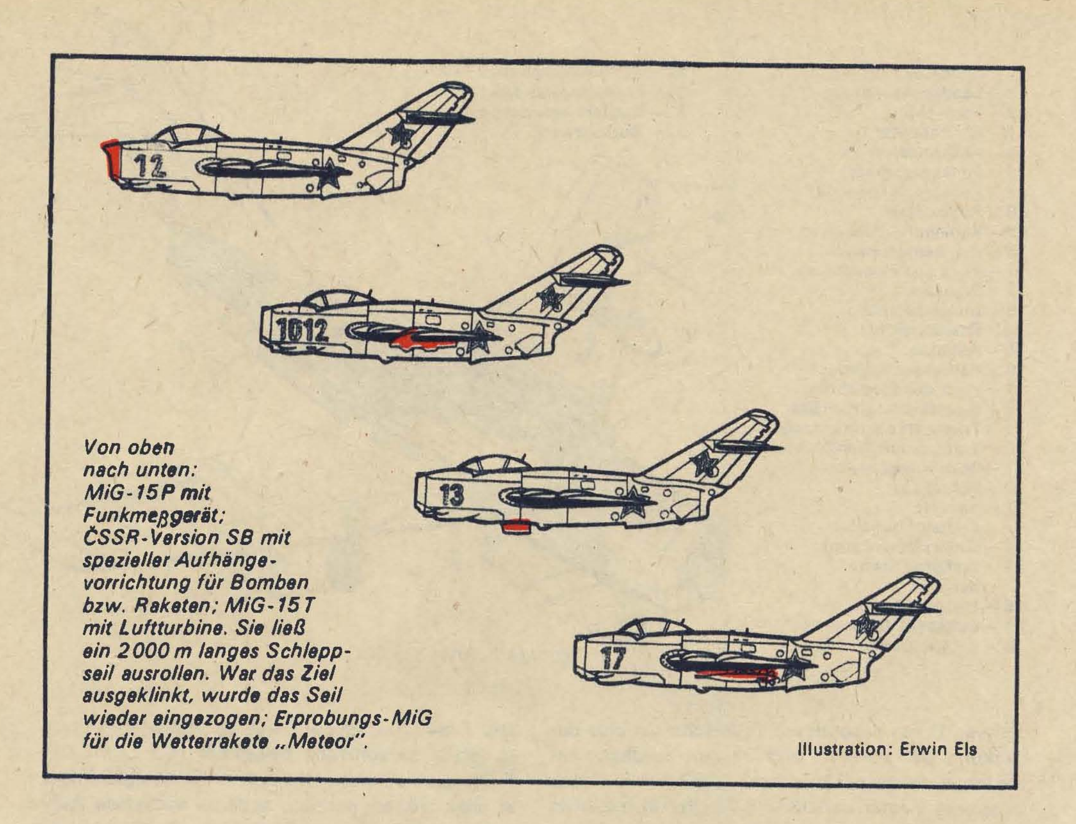
(bojewoje istrebitjel = Kampfjagdflugzeug) hervorging. Diese Hauptversion war nicht nur mit einem stärkeren Triebwerk, dem WK-1 mit 2700 kp Schub, ausgerüstet, sondern auch mit einer automatischen Triebwerksregulierung, einem Hydraulikverstärker und mit Bremsklappen geringer Fläche versehen. Noch im gleichen Jahr erschienen die MiG-15 UTI, die doppelsitzige Schulversion, sowie die MiG-17. In geringerer Stückzahl als die Hauptversion gebaut, kamen noch ein paar andere Versionen hinzu: der zweisitzige Abfangjäger MiG-15 UTI-P mit Funkmeßantenne; der einsitzige Abfangjäger MiG-15 P mit Funkmeßantenne; das Höhenjagdflugzeug MiG-15 S mit Funkmeßantenne sowie das Aufklärungsjagdflugzeug MiG-15 R bis mit Kamerabestückung.
Immer wieder beschäftigten sich die Spezialisten mit der MiG. Sie stellten Versuche an, um mit der Methode der Wassereinspritzung die Leistung des Triebwerkes zusätzlich zu erhöhen. Sie brachten Beschleuniger an, um die Horizontalgeschwindigkeit kurzzeitig zu vergrößern. Sie experimen-





*Vorteilhaft für den Gefechtseinsatz war auch die Möglichkeit des Starts und der Landung auf Graspisten und Schneebahnen, so daß die MiG-Staffeln von allen Feldflugplätzen aus operieren konnten. Ein leicht zu wartendes und wenig störanfälliges Flugzeug, so charakterisierten es die Mechaniker und Techniker. Das Triebwerk sowie alle weiteren Aggregate waren durch viele Montageluken und die Schnelltrennstelle gut erreichbar. Auch die gemeinsame Waffenlafette ließ sich günstig kontrollieren.*






*Von oben nach unten: MiG-15P mit Funkmeßgerät; ČSSR-Version SB mit spezieller Aufhängevorrichtung für Bomben bzw. Raketen; MiG-15T mit Luftturbine. Sie ließ ein 2000 m langes Schleppseil ausrollen. War das Ziel ausgeklinkt, wurde das Seil wieder eingezogen; Erprobungs-MiG für die Wetterrakete „Meteor".*

Illustration: Erwin Els

tierten mit Starthilfsraketen und Startkatapulten. Die „Fünfzehn" machte von sich reden. Nur wenige Kampfflugzeuge haben soviel Bewunderung und Lob auf der einen, Respekt und Unbehagen auf der anderen Seite hervorgerufen. Mit ihr wurde nicht nur das Fundament der Überlegenheit der Sowjetunion im Bau von Strahljägern gelegt, sie beeinflußte auch maßgeblich die internationale Entwicklung der Jagdflugzeuge. 1965, nachdem die Flugwelt längst von anderen, weitaus moderneren MiG-Konstruktionen sprach, schätzte der ehemalige französische Luftwaffenoffizier Pierre M. Gallois, seinerzeit militärischer Berater der führenden französischen Flugzeugwerke Marcel Dessault (sie baut u. a. die „Mirage III"), die MiG-15 in einer Betrachtung so ein: „Der Luftkrieg in Korea (1950–1953) hatte gezeigt, daß die MiG-15 im Luftkampf gegenüber der F-86 E, die als zu schwer und für den Einsatz zu kompliziert angesehen wurde, bestimmte Vorteile besaß. Noch heute, und zweifellos aus den gleichen Gründen wie vor 15 Jahren, stellen die Amerikaner fest, daß die MiG-21 in den mittleren Kampfhöhen manövrierfähiger ist als die F-4 ‚Phantom'. Aber zu jener Zeit, d. h. im Jahre 1950, war die Überraschung vollständig, und während damals jeder im Westen von der Überlegenheit der amerikanischen Kampfflugzeuge überzeugt war, mußte man wohl oder übel feststellen, daß die MiG-15 in großer Höhe im Vorteil war. So ging man denn überall daran, die Jagdflugzeuge, die progressiv mit neuen Geräten überlastet worden waren und an Kampffähigkeit eingebüßt hatten, leichter zu machen und mit stärkeren Triebwerken auszustatten."

Was in dieser Einschätzung fehlt, sei noch hinzugefügt: Mit der MiG-15 hatten die Luftstreitkräfte der Sowjetunion (und später die anderer sozialistischer Armeen) einen Strahljäger erhalten, der ausgezeichnete flugtaktische Eigenschaften besaß, äußerst flugsicher und stabil war.

Die voll kunstflugtaugliche MiG-15 wurde als Ideallösung für ein leichtes, leistungsfähiges, unkompliziertes und stark bewaffnetes Jagdflugzeug angesehen. Der Wunsch seiner Schöpfer war in jeder Hinsicht in Erfüllung gegangen. Durch eine äußerst beschränkte Baumasse sowie die verhältnismäßig große tragende Fläche konnte die Tragflügelbelastung sehr niedrig gehalten werden. Das wirkte sich günstig auf die Steigfähigkeit, die Gipfelhöhe und den Kurvenradius aus. Der Sturzflug war bis zu einem Winkel von 90 Grad erlaubt! Bedingt durch den großen Geschwindigkeitsbereich und die hohe Schubkraft, ergaben sich in der vertikalen Ebene ausgezeichnete Manövereigenschaften. Obwohl die günstigsten Werte in geringen Höhen erreicht wurden, hatten es die Flugzeugführer in den für einen Gefechtseinsatz so wichtigen Manövern wie Vollkurve, Hochziehen und Kampfkurve auch in großen Höhen nicht

*Röntgenschnitt der MiG-15 UTI:*

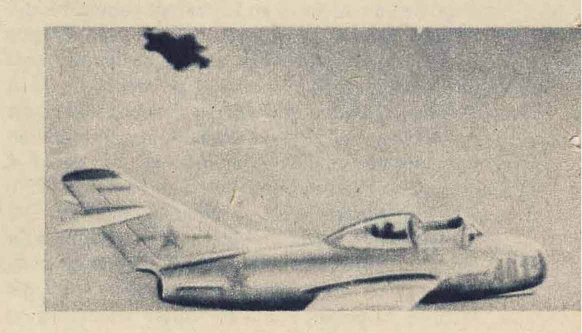
1 – Lufteinlauf für Triebwerk;
2 – Landescheinwerfer;
3 – Foto-MG;
4 – Gleichrichter;
5 – Akkumulator;
6 – Funksendegerät;
7 – Funkempfangsgerät;
8 – Reflexvisier;
9 – Kabinenfrontscheibe;
10 – Kabinenklappdach;
11 – Platz des Flugschülers;
12 – Staurohr;
13 – Mutterkompaß;
14 – Positionslicht;
15 – Antenne;
16 – Kabinenschiebedach;
17 – Platz des Fluglehrers;
18 – Hauptkraftstoffbehälter;
19 – Triebwerkwartungsklappe;
20 – Turbinenluftstrahltriebwerk;
21 – linke Bremsklappe;
22 – Schubrohr;
23 – hinterer Kraftstoffbehälter;
24 – Grenzschichtzäune;
25 – Kraftstoffzusatzbehälter;
26 – Hauptfahrwerk;
27 – Luftkanal, beidseitig;
28 – Katapultsitze;
29 – Patronenmagazin;
30 – überschweres MG;
31 – Bugfahrwerkklappe;
32 – Bugfahrwerk.

schwer. Diese besonderen Eigenschaften plus der Wirkung der 23-mm- und 37-mm-Bordkanonen bekamen die amerikanischen Luftpiraten in Korea zu spüren. Piloten der USAF beklagten sich damals und später bitter über die 12,7-mm-Bewaffnung ihrer Maschinen. Sie äußerten sich aber respektvoll über die Maschinenkanonen der MiG-Jäger. Überhaupt galt schon die „Fünfzehn" bei den Amerikanern als „schneller und wendiger Hochleistungsjäger". Große Erwartungen setzten die Chefs des Strategischen Luftwaffenkommandos der USA in diesen Jahren in den Bomber B-36. Doch bald mußten sie einsehen, daß er zu langsam und schwerfällig und sehr verwundbar war. Seine Panzerung bot keinen Schutz vor den Geschossen der MiG-Kanonen. Auch die B-47 erfüllte die Erwartungen nicht. Sie konnte mit ihren 960 km/h der MiG nicht entrinnen. Ihre beiden fernbedienten 12,7-mm-Heckwaffen konnten der MiG schlecht beikommen, weil sie eine zu geringe Reichweite hatten. Dagegen erreichten die Geschosse den Bomber, noch ehe die MiG selbst im Bereich der Abwehrmittel war. In Zahlen ausgedrückt, sieht das so aus: Die Wahrscheinlichkeit der Vernichtung der B-47 bei einem Feuerstoß der MiG von einer Sekunde Dauer war gleich 0,36; die Wahrscheinlichkeit betrug umgekehrt 0,04. Auch die Jagdflugzeuge des Gegners waren der MiG-15 unterlegen.

Die F-80 „Shooting Star" mit sechs 12,7-mm-MG war zu schwach bewaffnet. Sie hatte eine zu geringe Gipfelhöhe und konnte auch flugtaktisch nicht mithalten. Sie wurde auch bald aus der Produktion genommen.

Die F-84 „Thunderjet" war zu schwerfällig und ebenfalls zu schwach bewaffnet (6 × 12,7). Die F-86 „Sabre" war nicht nur in der Steigfähigkeit in allen Höhen, sondern auch im vertikalen Aufwärtsmanöver, in der Gipfelhöhe, im Geschwindigkeitsaufholen und in der Bewaffnung unterlegen.

Ihre Feuertaufe hatte die MiG-15 in Korea glänzend und mit Bravour bestanden. Der Feind fürchtete sie der Freund liebte sie. Viele Länder begehrten sie. So war sie auch bald in den Truppenteilen der Luftstreitkräfte nicht nur der sozialistischen Staaten zu finden, sondern z. B. auch in Indien, Ägypten und Burma. Die polnische und tschechoslowakische Flugzeugindustrie erwarben die Lizenz für den Nachbau. Die MiGs aus den Werkhallen der polnischen Fabriken erhielten die Bezeichnung LIM, d. h. Lizenzjagdflugzeug. LIM-1 hieß die MiG-15, LIM-2 entsprach der MiG-15 bis

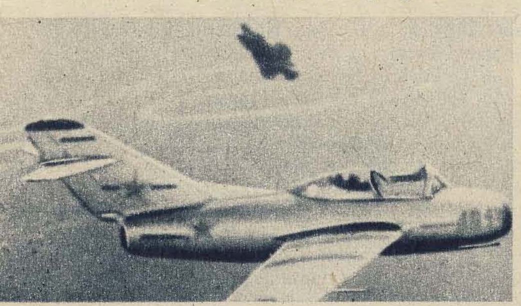


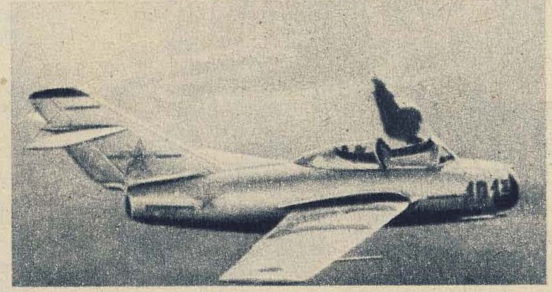
und die SBLIM-2 war der Trainer. In der Tschechoslowakei nannte man sie S-102 (S = Abk. von Stihač, Jäger), die MiG-15 bis erhielt die Nummer 103, und die MiG-15 UTI bezeichnete man als CS-102. In beiden Ländern entstanden einige Ableitungen aus der MiG-15, die zum Teil noch heute geflogen werden.
1971 bauten polnische Konstrukteure die MiG-15 zum Versuchsträger für die meteorologische Rakete „Meteor" um. Jahre zuvor hatten sie die LIM-2 als Schleppmaschine für das 11,6 m lange, 8,12 m breite und 2,99 m hohe Schleppziel „Gacek" eingerichtet. In der ČSSR entstand aus der serienmäßigen CS-102 (UTI) ein Schulflugzeug zur Ausbildung der Flugzeugführer im Heranleiten an und zum Abfangen von Luftzielen. Die Version, in die einige Elemente der MiG-17 PF sowie der MiG-19 S eingebaut wurden, heißt UTI-MiG-15P.

Für die Jagdbomberstaffeln schuf die Luftfahrtindustrie des Landes die Version SB mit vier Aufhängepunkten für Bomben oder Luft-Boden-Raketen.
Eine interessante Variante ist die MiG-15T, die am unteren Rumpf eine Turbine trägt, die mit einer Seiltrommel (2000 m Seil) gekoppelt ist. Diese Maschinen sind noch immer in der Schießausbildung der Besatzungen verschiedener Flugzeuggattungen als Schlepper eingesetzt.
Auch in anderen Ländern fliegen noch zahlreiche Exemplare der robusten und zuverlässigen MiG-15. Sie gestaltete ein gutes Stück von über 50 Jahren Geschichte der sowjetischen Militärluftfahrt. Die heute Fünfundzwanzigjährige ist im Vergleich zu den jüngsten MiG-Kindern tatsächlich eine Großmutter. Und gute Großmütter soll man ehren, was wir hiermit im Falle der MiG-15 getan haben.

*Major Wilfried Kopenhagen*

*Die MiG-15 wurde auch zur Erprobung von neuen Rettungsgeräten verwendet. Die Bildleiste veranschaulicht den Katapultiervorgang aus einer doppelsitzigen UTI der sowjetischen Luftstreitkräfte.*





# Er hat mich . . .

einen Literaturbanausen genannt, und mir ist in der Hitze des Wortturniers ein „Ignorant, dämlicher!" herausgerutscht. Dafür entschuldige ich mich in aller AR-Öffentlichkeit bei ihm und hoffe, daß er nun auch den Banausen zurücknimmt. Zumal der Anlaß . . . oder mal so herum: Ich halte viel von Vor-, Nach- oder Geleitworten in Büchern. Ich lese sie immer. Mal vor, mal nach der Lektüre des Buches, dafür gibt's keine Regel. Aber ich lese sie. Und für diesen meinen Standpunkt habe ich mit offenem Visier eine Lanze gebrochen, im Gespräch, versteht sich. Weil Atze der Meinung ist (wörtlich): „So'n Blabla verdirbt mir bloß den Kunstgenuß. Was der Dichter sagen wollte, muß ich selber 'rausfinden. Ein Buch, das man ohne Kommentar nicht versteht, sollte gar nicht gedruckt werden." Daraufhin ich: Protest! Gute Literatur vermittelt Gefühls-, Verstandes- und Lebenserfahrungen, wie sie eben nur gute Literatur vermitteln kann. Aber diese Erfahrungen sind immer aus der Zeit und den Lebensumständen zu verstehen, in denen der Verfasser geschrieben hat, und die kannst du gar nicht immer kennen, deswegen die Geleitworte. Und nun frage ich dich, Atze, wieso dir das den Genuß . . . Bums, splitterte seine Banausen-Lanze an meinem dialektischen Harnisch; und, bums, rammte ich ihm den Ignoranten auf die Disputierrüstung.



Nun hat aber bei diesem Wortturnier keiner den Sand geküßt, und deswegen rufe ich zum zweiten Waffengang, bei dem ich keinen geringeren als Waffengefährten an meiner Seite weiß als den Genossen Erwin Strittmatter. Der hat es nämlich für nötig erachtet, seinem neuen Buch *„Die blaue Nachtigall oder Der Anfang von etwas"*, das im *Aufbau-Verlag* erschienen ist, zwar kein Nachwort, aber einen Nachsatz hinten zu setzen, welcher freilich aus 12 Sätzen besteht (ich habe nachgezählt). Und ihr werdet sehen, daß man das, was er „Forschungsberichte" nennt, viel besser versteht wie auch den „Tinko", den „Wundertäter", das „Pony Pedro" und vieles andere aus seiner Feder, wenn man diesen Nachsatz gelesen hat. Da wird, mein lieber Turnierpartner Atze, kein Kunstgenuß verhunzt, da wird eben erklärt, warum uns mein Waffengefährte Erwin so poetisch, und das heißt bis in die Wahl des Wortes überaus genau, ironisch und zeitkritisch, erzählt, wie er seinen Großvater wirklich kennenlernte; wie er zum Pferderäuber wurde; wie seine Tante Schneewittchen am vergammelten Onkel Phile (den sie sehr brauchte und häufig gebrauchte) zugrunde gehen mußte, und schließ-

lich: was es mit der blauen Nachtigall auf sich hat. „Woher kam jener Zustand von Poesie und Schwerelosigkeit in der Kindheit und in der Jugend, der uns so unwiederbringlich erscheint? ... Kann man ihn wieder herbeilisten, herbeitrotzen?" Danach forscht Strittmatter in und mit seiner „Blauen Nachtigall", und diese Sätze, mein lieber Atze, stammen aus dem Nachsatz, siehstewoll!

Oder noch ein Beispiel:
Im *Militärverlag* ist jetzt ein ganz duftes Buch, der polnische Roman *„Brückenkopf"* von Adam Kaska, herausgekommen. Den „Brückenkopf" wird kaum einer weglegen, bevor er ihn ausgelesen hat. Es geht darin um den Warschauer Septemberaufstand des Jahres 1944 und um die sowjetisch-polnische Waffenbrüderschaft. Ich will mich hier gar nicht über die dramatische Liebesgeschichte von dem Mädchen Hanka und dem Fähnrich Andrzej Nowak auslassen. Ich will auch nicht weiter ausführen, warum Fähnrich Kunysz das Feuer seiner eigenen Batterie auf sich lenkt und dann mit dem Ruf: „Für Leningrad, für Warschau, auf Wiedersehen, Genossen!" seine letzte Handgranate gegen die Okkupanten schleudert – nein, ich will nur aus dem Nachwort zitieren, das (paß gut auf, Atze!) der Verfasser Adam Kaska selber schrieb: „Warschau ... ist vom linken Steilufer der Weichsel geschützt, das teilweise aus einer Höhe von zwanzig bis dreißig Metern abfällt. Daher ist es leicht, die Stadt gegen einen Angriff von Osten her zu verteidigen." Hast du das gewußt, Atze? Mußt du aber wissen, um das Buch und die Geschichte des Warschauer Aufstandes zu verstehen. Erfährst du aus dem Nachwort. Na, siehste, lieber Atze, Eins zu Null für mich. Mindestens.



Mindestens auch,
weil ich mir zu William Thackerays *„Snob-Buch"*, das im *Paul-List-Verlag* erschienen ist, ein bißchen mehr als die Stichwort-Erläuterungen und einen Klappentext gewünscht hätte. Was, zum Teufel, ist das – ein Snob? Unser Gruppenführer, den ich spaßeshalber danach fragte, antwortete nach langem Zögern, für ihn sei ein Snob eventuell ein SPW-Fahrer, der zur Gefechtsübung kanariengelbe, auf dem Handrücken durchbrochne Schafslederhandschuhe anziehe, also ein stinkiger Angeber. Der „Große Duden" hält den Snob für einen blasierten Menschen, und unter blasiert versteht er hochnäsig. Bei Thackeray erfährt man das weitaus genauer, gesellschaftskritischer und anekdotisch mit einer derart galligen Bissigkeit dargestellt, daß das „Snob-Buch" auch heute und gerade für uns mit Vergnügen zu lesen ist, da in unserer Armee „... die Epauletten nicht mehr käuflich sind".



So, nun wollen wir mal
fair sein und dem lieben Atze bis zum Schluß eine verdiente Turnier-Verschnaufpause gönnen; zumal wir zwei uns über das, was für heute noch auf meiner Bücherliste steht, sehr einig sind. Das wäre als nächstes die *„Schwarze Rose von Alabama"*. Nanu, den Titel kennen wir doch ...? Voriges Jahr in der „Jungen Welt"! Also – nichts Neues vom *Verlag Neues Leben?* Großer Irrtum. Werner Lehmann hat seinen Tatsachenbericht angereichert, chronologisch weitergeführt. Seine Dokumentation über den Gesinnungsprozeß gegen unsere tapfere Genossin Angela, für deren Freiheit auch wir einstanden, die von sich sagte, sie werde erst wahrhaft frei sein, wenn alle frei sind, sollte jeder kennen. Jeder? Jawohl: jeder; weil jeder über die Heimtücke und Brutalität des Klassengegners gar nicht genug erfahren kann, um als Revolutionär in unserer Zeit Position zu beziehen.



Genau um diese Position
und wie der intelligente, begabte Grenzsoldat „Wulfgang" Kohlhas, der mit seiner selbstgewählten Rolle des ewig unverstandenen Außenseiters kokettiert, sie mit Hilfe eines gesunden Kollektivs und kluger Vorgesetzter erkennen und erwerben lernt – darum geht es in Karl Wurzbergers Buch *„Nebel fallen nicht von selbst"*. Es ist, wie vor Jahren sein Erstling „Die Kapelle an der Grenze", im *Militärverlag* erschienen, und seitdem ich es gelesen habe, ist meine Hochachtung als mot. Schützen-Gefreiter vor unseren grünbemützten Mitstreitern gewaltig gestiegen. Aber ich habe mich auch gefragt: Können die Grenzsoldaten eigentlich nur ihren harten Dienst machen, gewaltige weltanschauliche und literarische Probleme wälzen und wechselseitig ihren Bewußtseinsstand untersuchen? Oder lachen und lieben sie auch manchmal so recht von Herzen, ohne dabei gleich einen Waden- oder anderen Krampf zu kriegen?
Mit diesem Problem, das die Grenzer in der Praxis bestimmt schon gelöst haben, verabschiedet sich bis zum nächsten Mal *Euer LvD*

Illustrationen: Hille Blumfeldt



# Mädchen oder Junge?

Aschenbecher voll mit Kippen, leere Schnapsflaschen, aufgeregte Telefonanrufe, Frozzeleien der Freunde. Und in der Entbindungsstation unsichere, betretene Gesichter künftiger Väter. . . ein Bild, wie es häufig in der Darstellung des Vaterwerdens projiziert wird. Wie verhält sich nun ein uniformierter Vater in spe in dieser Situation? Er trägt es mit Würde und Gelassenheit – zumindest Oberfeldwebel Schulze.
Mädchen oder Junge? Diese uralte Frage beantwortet Günther Schulze lakonisch: „Mir ist es egal, Hauptsache Frau und Kind sind gesund!"
Frage Nummer 2, bevor der (die) neue Einwohner(in) Berlins die Statistik um einen geringen Stellenwert verändert: Wie soll das Kind heißen?
Ein Junge soll mit dem Namen Sven, ein Mädchen jedoch mit dem Namen Johanna für's Leben versorgt werden. Damit muß der (die) zu Erwartende sich schon abfinden. Mit den eigenen Entscheidungen hat es verständlicherweise noch eine gute Weile.

Als der Termin der Geburt mehrere Tage überschritten war, erhält auch die Ruhe des Oberfeldwebels einen Knacks. Häufiger als sonst wählt er die Nummer der Klinik, um schließlich ein freundliches „Immer noch nichts!" zu hören.
Aber irgendwann ist auch das Warten auf ein Baby zu Ende. Lautstark verkündet Schulzens Nachwuchs eines Tages seine Existenz. Mit einem Blumenstrauß bewaffnet, eilt der Oberfeldwebel ins Krankenhaus. Erst jetzt erfährt er, daß eine Manuela künftig seine Tochter sein würde. Aber wieso „Manuela"? Varina Schulze sieht das betroffene Gesicht ihres Mannes und gibt die etwas schuldbewußte Erklärung ab: „Ich hatte den ausgesuchten Namen in der Aufregung vergessen . . ." Nun ist es aktenkundig, nicht mehr zu ändern. Manuela ist diese elterliche Namenspanne zur Zeit noch völlig schnuppe. Ihr Trachten geht in Richtung Flasche, Stimmbändertraining und Augenpflege. Ein herrliches Leben für Manuela und eine neue Freizeitbeschäftigung für ihren Vater. Im Zuge der Gleich-







berechtigung kommt er um Windelwickelei, Badekur und Babymahlzeit nicht herum. Lob von Varina: „Günther babysittert schon recht gut!"
Frage Nummer 3: Welche guten Vorsätze gibt es zur Erziehung von Manuela? Zunächst herrscht zwischen Günther und Varina Einmütigkeit. Sie soll ein ordentliches, kluges und selbstbewußtes Mädchen werden und natürlich auch so eine eifrige AR-Leserin wie Mutter und Vater. Was letztere anlangt, so sind sie für Manuela schon rechte Leitbilder. Selbstverständlich nicht nur, weil sie die AR lesen. Varina Schulze ist als meinungsstreitendes Mitglied der Partei und als gute, sympathische Arbeitskollegin im VEB Stern-Radio bekannt. Vater Schulze ist Berufssoldat, und das mit Fleiß und vielen Belobigungen. Von der Volksmarine seinerzeit zu den Grenztruppen versetzt, denkt er noch heute an vergangene Seefahrerzeiten. Schiffsmodelle an den Wänden künden von der alten „Liebe". Und Günther freut sich schon auf den Moment, wo Manuela nach diesem und jenem fragt. Sie wird dann erfahren, daß ihr Vater viel mehr Fragen, als die nach Schiffstypen zu beantworten weiß . . .

*W. M.*

# Der Sohn des Soldaten

Tschingis Aitmatow

Er sah seinen Vater zum ersten Mal im Kino. Damals war er fünf Jahre alt.
Das war in jenem großen weißen Schafstall, in dem alljährlich die Schafe geschoren wurden. Dieses schiefergedeckte Stallgebäude steht auch heute noch hinter der Sowchossiedlung am Fuß des Berges, direkt an der Straße.
Er war mit seiner Mutter schon oft hier gewesen. Die Mutter, Dshejengul, arbeitete eigentlich als Telefonistin am Sowchospostamt, doch kam sie jeden Sommer zur Zeit der Schafschur hierher, um beim Scheren zu helfen. Sie verwendete dafür ihren Urlaub sowie jene freien Tage, die ihr auf Grund der zusätzlich geleisteten Tag- und Nachtarbeit in der Telefonvermittlung zur Saat- und Lammungszeit zustanden, und sie arbeitete bis zum letzten Schurtag mit. Da hier im Leistungslohn gearbeitet wurde, konnte man ganz gut verdienen. Und wie bitter benötigte sie als Soldatenwitwe jede zusätzliche Kopeke. Auch wenn die Familie – sie und ihr Sohn – klein war, so war es immerhin eine Familie. Da mußte Holz für den Winter besorgt werden, Mehl eingekauft, bevor es teurer wurde, mußten Kleider und Schuhe angeschafft werden... ja, was brauchte man da nicht alles. Und da sie niemanden hatte, der zu Hause auf den Jungen aufpaßte, nahm sie ihn einfach zur Arbeit mit. Dieser trieb sich hier, schmutzig und glücklich, tagelang zwischen den Schafscherern, Hirten und den zottigen Hirtenhunden herum.
Er war auch der erste, der sah, wie das Wanderkino in den Hof des Stallgebäudes einbog. Sofort lief er los, um diese freudige Nachricht zu verkünden.
„Das Kino ist da! Das Kino!“
Die Vorführung begann nach Arbeitsschluß, als es dunkel wurde. Die Zeit bis dahin war ihm endlos erschienen, doch sollte er für seine Qualen belohnt werden. Der Film handelte vom Krieg. Auf der weißen Leinwand, die an zwei Säulen an der hinteren Stallwand befestigt war, begann die Schlacht: Schüsse donnerten, und pfeifend stiegen Leuchtkugeln zum Himmel, das lichtdurchzuckte Dunkel und die am Boden geduckten Aufklärer taghell erleuchtend. Kaum waren die Geschosse erloschen, stürmten die Aufklärer aufs neue vor, und die Maschinengewehre knatterten im Finstern, daß dem Knaben der Atem stockte. War das ein Krieg!
Er kauerte mit seiner Mutter ganz hinten auf einem Wollballen, da man von hier aus besser sah. Er hätte natürlich gern in der ersten Reihe gesessen, bei seinen Spielgefährten, die aus dem Sowchos herbeigeeilt waren und auf dem Boden vor der Leinwand hockten. Als er aufsprang, um sich zu ihnen zu gesellen, zischte ihn die Mutter an:
„Schluß jetzt, du tollst von früh bis spät umher, jetzt bleibst du einmal bei mir“, und nahm ihn auf den Schoß.
Der Vorführapparat surrte, der Krieg ging weiter. Gespannt folgte das Publikum den Ereignissen. Die Mutter seufzte, zuckte dann und wann erschreckt zusammen und drückte ihn fest an sich, wenn ein Panzer direkt auf sie schoß. Eine Frau, die neben ihnen auf einem Ballen saß, machte fortwährend mit der



Zunge „tz, tz, tz, tz“ und murmelte bekümmert:
„Mein Gott, was soll denn das! Mein Gott...“
Er jedoch empfand keine Furcht, im Gegenteil, es war manchmal sogar direkt komisch, wie die Faschisten fielen, und wenn die eigenen fielen, meinte er, sie stünden nachher ohnehin wieder auf. Überhaupt fielen die Leute im Krieg ganz spaßig, genauso wie er und seine Freunde, wenn sie Krieg spielten. Auch er konnte so hinfallen, mit Anlauf, als sei er über ein Bein gestolpert. Man tat sich dabei zwar weh, aber das machte nichts, kaum war man wieder auf den Beinen, ging der Angriff weiter, und alle blauen Flecken waren vergessen. Doch die dort, die blieben als dunkle, reglose Häufchen am Boden liegen. Er konnte aber auch anders niederfallen, so wie jene, die es im Bauch erwischt hatte. Die stürzten nämlich nicht gleich; sie griffen sich zuerst an den Bauch, krümmten sich, ließen das Gewehr fallen und sanken langsam ins Gras. Er erklärte dann, daß er gar nicht tot sei, und kämpfte weiter. Doch diese dort, die standen nicht mehr auf.
Der Krieg ging weiter. Der Apparat surrte. Nun erschienen die Artilleristen im Bild. Im Kugelhagel, von Detonationen eingekreist und in Rauchschwaden gehüllt, schoben sie ein Panzerabwehrgeschütz zum direkten Richten einen Abhang hinauf. Es war ein langer breiter Abhang, der bis in den Himmel zu reichen schien. Und über diesen endlosen Abhang, der von schwarzen Einschlägen nur so brodelte,



schob sich ein Häufchen Artilleristen dahin. In ihrem Vorwärtsstreben, in ihrer ganzen Haltung war etwas, das das Herz in der Brust aufstöhnen ließ, es wollte vor Stolz, Schmerz und der Erwartung von etwas Schrecklichem und Großem schier bersten. Es waren ihrer sieben. Ihre Kleider glosten. Einer von ihnen schien dem Gesicht nach kein Russe zu sein. Vielleicht hätte der Junge nicht darauf geachtet, wenn ihm nicht seine Mutter zugeflüstert hätte: „Schau, das ist dein Vater..." Von da an war es auch sein Vater, und der ganze Film drehte sich nur mehr um ihn, seinen Vater. Er war ganz jung, der Vater, wie die Burschen aus dem Sowchos, nicht sehr groß, und hatte ein rundes Gesicht mit lebendigen Augen. Wild funkelten sie in seinem von Schmutz und Rauch geschwärzten Gesicht. Überhaupt wirkte er verbissen und flink wie eine Katze. Während er sich mit der Schulter gegen das Rad der Kanone stemmte, drehte er sich plötzlich um und rief jemandem unten zu: „Granaten her! Schnell!" Seine Stimme ging im Donner einer neuen Detonation unter.

„Mama, ist das mein Vater?" versicherte sich Awalbek.

„Was?" Sie hatte nicht verstanden. „Sitz ruhig und sieh zu!"

„Du hast doch gesagt, daß das mein Vater ist."

„Ja, natürlich ist das dein Vater. Aber du sollst still sein und nicht stören."

Warum hatte sie es gesagt? Warum wohl?

Illustration: Wolfgang Würfel

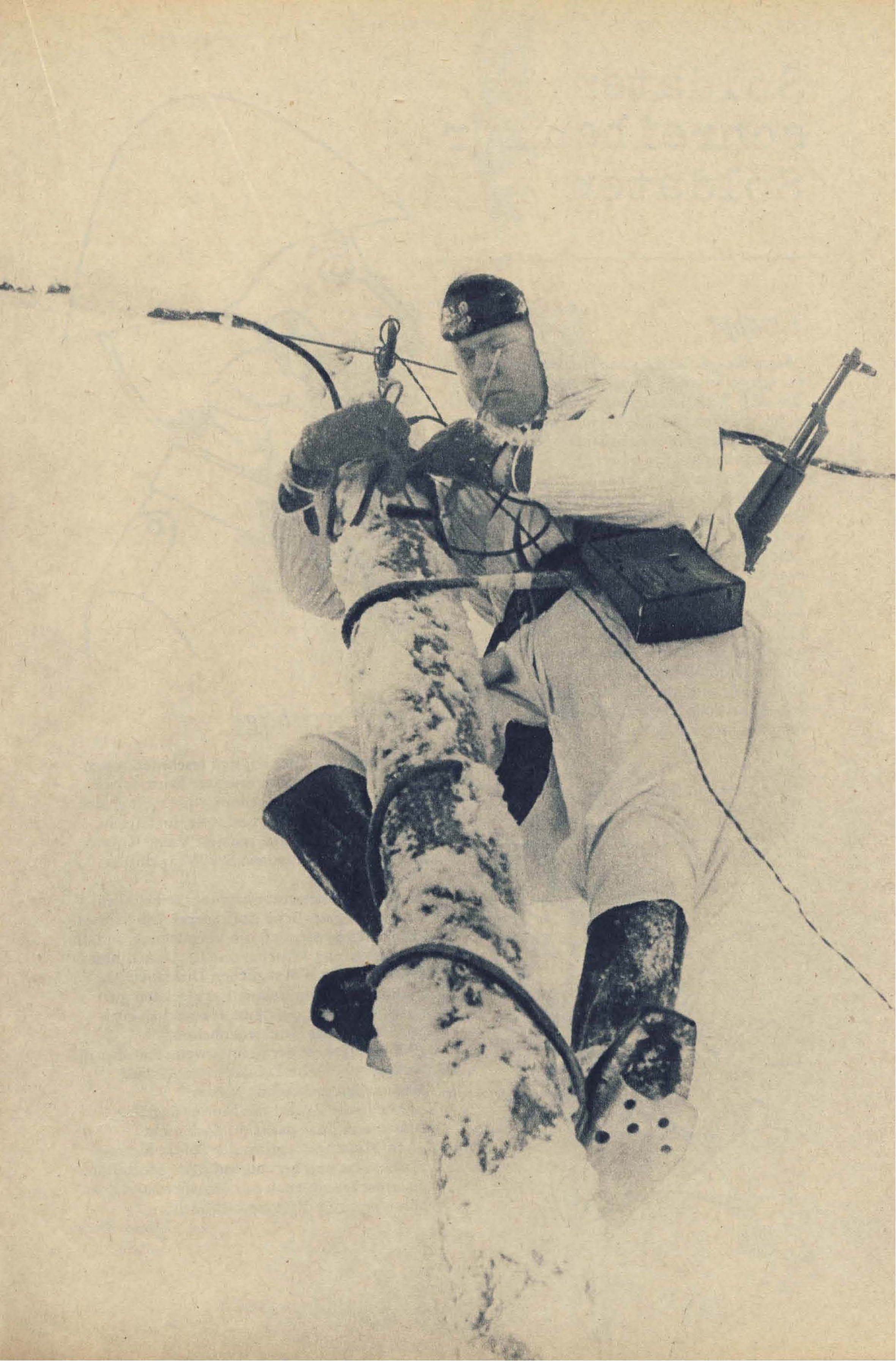
Vielleicht einfach so, zufällig, gedankenlos, vielleicht auch war sie in Erregung geraten, weil sie an ihren Mann denken mußte. Er aber, der kleine Dummkopf, hatte es geglaubt. Er hatte sich so gefreut! Diese unerwartete, nie gekannte Freude hatte ihn verwirrt, und er war auf seine kindliche Art stolz auf seinen Vater, den Soldaten. Das war ein richtiger Vater! Und es war sein Vater! Da spotteten die anderen Kinder, er hätte keinen Vater. Sollten sie ihn sich jetzt nur ansehen, seinen Vater, und auch die Hirten sollten ihn sich genau ansehen! Diese Hirten, diese Bergzigeuner, die kannten sich aber auch nie bei den Kindern aus. Da half man ihnen, die Herden in den Hof der Schurstelle zu treiben, jagte ihre Hunde auseinander, wenn sie sich balgten, und sie fielen einem mit ihren ewigen Fragen nur lästig. Jeder, aber auch jeder von ihnen fragte ihn ganz sicherlich:
„Nun, Dshigit, wie heißt du denn?"
„Awalbek"'
„Und wer ist dein Vater?"
„Ich bin Toktossuns Sohn!"
Die Hirten begriffen nicht gleich, wen er meinte.
„Toktossun?" fragten sie, vom Sattel gebeugt. „Welcher Toktossun?"
„Ich bin Toktossuns Sohn", wiederholte er hartnäckig.
Diese Antwort hatte ihm die Mutter eingeschärft, und die blinde Großmutter hatte ihm aufgetragen, den Namen des Vaters im Gedächtnis zu behalten. Sie zog ihn oft genug deswegen an den Ohren. Sie war nämlich böse... „Ah, warte mal, du bist doch der Sohn der Telefonistin, die auf der Post ist, nicht?"
„Nein, ich bin Toktossuns Sohn", erklärte er steif und fest.
Da ging den Hirten endlich ein Licht auf.
„Ja, richtig, du bist wirklich Toktossuns Sohn! Braver Junge! Wir wollten dich nur auf die Probe stellen. Und sei nicht bös, Dshigit, wir sind das ganze Jahr in den Bergen, und ihr wachst hier wie das Gras auf der Wiese. Man erkennt die Kinder kaum wieder."
Und dann tauschten sie flüsternd und ausgiebig Erinnerungen an den Vater aus, sie erzählten sich, er sei in ganz jungen Jahren an die Front gegangen, und nur wenige erinnerten sich noch an ihn. Und es sei gut, daß ein Sohn da sei, denn wie viele Burschen seien als Junggesellen eingerückt, und niemand trüge nun ihren Namen.
Und nun, von dem Augenblick an, als ihm die Mutter zuflüsterte: „Schau, das ist dein Vater", war der Soldat auf der Leinwand auch wirklich sein Vater. Er lebte in der Vorstellung des Jungen bereits als Vater. Er hatte aber auch wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kriegsfoto des Vaters, der darauf als junger Soldat mit Feldmütze abgebildet war. Dieses Foto hing nun, stark vergrößert und eingerahmt, an der Wand. Von nun an aber betrachtete Awalbek den Vater mit anderen Augen; ein neues Gefühl, die Liebe und Zärtlichkeit des Sohnes erfüllte seine kindliche Seele. Und, als wüßte er sich von seinem Sohn beobachtet, schien sich der Vater in seinem kurzen Filmleben dem Sohn für immer einprägen zu wollen – als Soldat des vergangenen Krieges, dessen sich das Kind zeitlebens rühmen sollte. Von diesem Augenblick an hatte der Krieg auch jede Komik für den Jungen verloren, er lachte nicht mehr, wenn die Leute fielen. Der Krieg wurde ernst, bedrohlich und schrecklich. Und zum ersten Mal in seinem Leben empfand er Angst um einen vertrauten Menschen, um einen Menschen, den er schon immer vermißt hatte. Der Apparat surrte, der Krieg ging weiter. Vorne wurden die angreifenden Panzer sichtbar. Drohend rückten sie näher, die Erde mit ihren Raupenketten zerfurchend, und, ohne die Fahrt zu unterbrechen, schossen sie aus ihren Türmen. Währenddessen schoben die Artilleristen ihre Geschütze mit letzter Kraft bergan. „Schnell, schnell! Papa! Die Panzer kommen, die Panzer!" feuerte der Sohn den Vater an. Endlich war die Kanone oben, sie rollten sie in einen Nußstrauch und beschossen nun die Panzer. Diese erwiderten das Feuer. Und es waren viele Panzer. Angst stieg in dem Kind hoch. Der Sohn vermeinte, selbst dabei zu sein, neben seinem Vater, mitten im Getöse und Feuer des Krieges. Er hopste auf dem Schoß seiner Mutter, wenn die Panzer brannten, von schwarzem Rauch umhüllt, ihre Raupenketten von den Rädern sprangen und sie sich brennend wild im Kreise drehten. Er wurde ganz still und duckte sich, wenn die eigenen Soldaten am Geschütz zusammenbrachen. Es wurden immer weniger... Die Mutter weinte, ihr Gesicht war naß und glühte.
Der Apparat surrte, der Krieg ging weiter. Der Kampf entbrannte mit neuer Heftigkeit. Die Panzer kamen immer näher. Der Vater brüllte etwas, hinter die Lafette geduckt, wild und laut ins Feldtelefon, doch in diesem Lärm war nichts zu verstehen. Noch ein Soldat fiel beim Geschütz; vergeblich versuchte er aufzustehen, er fiel auf den Boden zurück, und die Erde färbte sich schwarz von seinem Blut. Nun waren es nur mehr zwei, der Vater und noch einer. Sie gaben wieder einen Schuß ab, und dann zwei Schüsse kurz hintereinander. Doch da griffen schon die Panzer an. Direkt neben der Kanone schlug ein neues Geschoß ein und detonierte. Flammen schossen aus dem

Boden, dann war es dunkel. Nur mehr einer erhob sich, sein Vater. Wieder stürzte er zum Geschütz, allein lud und richtete er es. Es war der letzte Schuß. Eine neue Detonation verfinsterte die Leinwand. Die verbogene Kanone flog zur Seite. Der Vater aber lebte noch. Langsam richtete er sich auf und wankte, versengt, in glosenden, zerfetzten Kleidern, dem Panzer entgegen. In der Hand hatte er eine Granate. Er sah und hörte nichts mehr, er sammelte seine letzten Kräfte.
„Halt, du kommst nicht weiter!" Er holte mit der Granate aus und verharrte einen Augenblick mit haß- und schmerzverzerrtem Gesicht in dieser Stellung.
Die Mutter preßte die Hand des Sohnes so stark, daß es ihm fast den Atem benahm. Er wollte sich losreißen und zum Vater stürzen, doch da schoß ein Feuerstrahl aus dem Panzerrohr, und der Vater fiel wie ein gefällter Baum zu Boden. Er wälzte sich herum, versuchte aufzustehen, sackte zusammen und blieb mit weit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken liegen.
Der Apparat verstummte, der Krieg war aus. Es war das Ende des ersten Teils. Der Filmvorführer schaltete das Licht ein, um den Film umzuspulen.
Als im Saal das Licht aufleuchtete, blinzelten alle und kehrten langsam aus der Welt des Films, aus dem Krieg in ihre Wirklichkeit zurück. In diesem Augenblick rutschte der Junge von seinem Ballen und rief triumphierend: „Kinder, das ist mein Vater! Habt ihr gesehen? Sie haben meinen Vater erschossen..."
Das hatte niemand erwartet, und keiner begriff, was los war. Doch der Junge lief jubelnd zur Leinwand, wo in den ersten Reihen seine kleinen Freunde hockten, deren Meinung für ihn am allerwichtigsten war. Für einen Moment herrschte eine seltsame, peinliche Stille im Raum. Noch konnte niemand die unangebracht erscheinende Freude dieses kleinen Knirpses verstehen, der seinen Vater noch nie zuvor gesehen hatte. Keiner wußte, was geschehen war. Es herrschte verlegenes Schweigen. Man zuckte die Schultern. Der Filmvorführer ließ die leere Filmkassette fallen. Polternd rollte sie, in ihre zwei Hälften zerfallend, auf dem Boden dahin, Doch niemand achtete darauf, und selbst der Filmvorführer hatte es nicht eilig, sie aufzuheben. Er aber, der kleine Sohn des gefallenen Soldaten, blieb dabei: „Ihr habt doch gesehen, es war mein Vater! ...Sie haben ihn erschossen!" sagte er, und wurde immer erregter, je länger die Leute schwiegen. Es wollte ihm nicht in den Kopf, warum sie sich nicht mit ihm freuten und nicht genauso stolz auf seinen Vater waren, wie er.
Ein Erwachsener zischte ungehalten:
„Pst, hör auf, das sollst du nicht sagen!"
Doch ein anderer wandte ein:
„Na, und ? Sein Vater ist doch an der Front gefallen, nicht wahr?"
Da entschloß sich ein Nachbarsjunge als erster die Wahrheit zu sagen:
„Das ist doch nicht dein Vater. Was schreist du denn so? Das ist gar nicht dein Vater, das ist doch ein Schauspieler, frag nur den Filmvorführer!"
Die Erwachsenen wollten dem Jungen diese bittere und schöne Illusion nicht rauben und hofften, der fremde Filmvorführer würde ihm alles ohne Umschweife erklären. Alle drehten sich nach ihm um, doch dieser schwieg. Er steckte seine Nase in den Apparat und tat, als sei er sehr beschäftigt.
„Nein, das ist mein Vater, meiner!" Der Sohn des Soldaten ließ nicht locker.
„Welcher ist dein Vater? Hm?" fragte der Nachbarsjunge streitsüchtig.
„Er ist mit der Granate auf den Panzer losgegangen. Hast du's denn nicht gesehen? Und so ist er hingefallen!"
Der Junge warf sich auf den Boden und führte vor, wie sein Vater gefallen war, genauso, wie er es gesehen hatte. Er blieb auf dem Rücken mit weit von sich gestreckten Armen vor der Leinwand liegen.
Die Zuschauer mußten lachen. Doch er lag da wie tot und lachte nicht. Wieder trat verlegenes Schweigen ein.
„Was soll das, wo schaust du denn hin, Dshejengul?" sagte eine alte Hirtin vorwurfsvoll, und alle sahen nun, wie die Mutter, gramvoll und streng, mit Tränen in den Augen, auf den Sohn zuging.
Sie hob ihn auf.
„Komm, mein Sohn, gehen wir. Es war dein Vater", sagte sie leise und führte ihn hinaus.
Der Mond stand bereits hoch am Himmel. In der dunkelblauen nächtlichen Ferne schimmerten weiß die Berge, und darunter breitete sich die unendliche Steppe aus, dunkel wie grundloses Wasser...
Und erst jetzt, zum ersten Mal in seinem Leben, empfand er die ganze Bitterkeit des Verlustes. Die Kränkung und der Schmerz um den im Krieg verlorenen Vater schienen ihm plötzlich unerträglich. Er verspürte auf einmal das Verlangen, die Mutter zu umarmen und zu weinen, und wünschte, die Mutter würde mit ihm weinen. Doch sie schwieg. Da war auch er still, preßte nur die Fäuste zusammen und schluckte die Tränen hinunter. Er wußte nicht, daß von diesem Augenblick an sein Vater, der längst im Krieg gefallen war, in ihm zu leben begonnen hatte.

*Deutsch von Marion Jerschowa*

# Heißer Draht





# Soldaten schreiben für Soldaten



## *Ertappt*

Major Krüger ist für seine Genauigkeit und für seinen scharfen Blick bekannt.
Bei einer Felddienstübung entdeckt er einen in einer kleinen Mulde liegenden Soldaten, der seinen angreifenden Kameraden Feuerschutz geben soll.
Major Krüger kneift sekundenlang die Augen zusammen, läuft los und wirft sich neben dem Soldaten hin. Sein Scharfblick hat ihn nicht getäuscht.
„Sie haben ja gar kein Schußfeld, Genosse", rügt er.
Der Soldat hat seine Überraschung überwunden und erwidert schlagfertig: „Bekämpfe Tiefflieger, Genosse Major."
„Gut", nickt Major Krüger und muß ein Grinsen unterdrücken, „nachdem Sie nun aber genügend von den Dingern abgeschossen haben, nehmen Sie jetzt gefälligst einen Stellungswechsel vor."



## *Der Vorsichtige*

Der Soldat Krämer hat den ersehnten ersten Urlaub. Mit herausgedrückter Brust, forsch und in voller militärischer Größe stellt er sich bei seinen Eltern ein, und stolz, im Gleichschritt und strahlend, spaziert Vater Krämer wenig später mit seinem Sprößling durchs Dorf.
Nach dem Abendbrot beginnt die bei allen Eltern obligatorische Ausfragerei. Die Mutter erforscht gewissenhaft die Verpflegung und die Sauberkeit der Wäsche, und der Vater interessiert sich für den täglichen Dienstbetrieb
„Kommst du mit deinen Vorgesetzten gut aus?" fragt er, „oder gibt es zwischen euch auch Meinungsverschiedenheiten?"
„Na klar", nickt der Sohn, „wenn ich über die verflixte polnische Eskaladierwand muß, meckere ich ganz schön herum."
„Aber Junge", fährt die Mutter ängstlich zusammen, „das darfst du doch nicht..."
„Ach Muttchen", grinst der Soldat Krämer verschmitzt und beruhigend seine Mutter an, „ich meckere ja auch nur innerlich, und das hören ja meine Vorgesetzten nicht..."

*Werner Müller*

## *Die erste Wache*

Irgendwann steht jeder junge Soldat seine erste Wache. Natürlich wird die erste Wachbelehrung länger dauern, denn jeder stellt Fragen zu seinem Postenbereich, Postenweg und zum Wachdienst allgemein. Auf die Frage nach den Pflichten des Postens antworten die „Neuen" noch etwas gehemmt, unsicher, obwohl sie in den letzten 24 Stunden fast nur an die kommende, die erste Wache denken, denn die Furcht vor einem möglichen, auf keinen Fall gewollten besonderen Vorkommnis sitzt jedem im Nacken.
Und nach dem Wachexerzieren und den Wachvorbereitungen ist es dann soweit: Vergatterung! Die erste!
All das hatte unser „Neuer" überstanden.
Bis – ja bis die erste Postenkontrolle durchgeführt wurde: Der Wachhabende voran und ich als Sicherungsposten hinterher. Posten für



Illustrationen: Harri Parschau

Posten, alles in Ordnung. Dann kam der „Neue" an die Reihe. Anruf, Meldung – alles tadellos. Auf die Frage, wozu er seine Schutzmaske bei sich trage, konnte er eine exakte Antwort geben: Gasangriff beispielsweise – das ist völlig einleuchtend.
Aber an der Frage, welches Gas der Gegner vielleicht einsetzen würde, scheiterte er. Hier erschöpfte sich sein Vorstellungsvermögen. Da erfolgte die scherzhafte Nachhilfe: Vielleicht Stadtgas oder Propangas? Nach kurzem Überlegen entschied er überzeugt: „Natürlich Propangas!"
Eine Woche danach hörte er das erste Mal etwas von Sarin, Soman und Tabun.

*Soldat Volkmar Röhrig*

## Dazugelernt

*Früher:*
*nur gelernt und geschrieben,*
*etwas schulbankmüde.*
*Militärisch ausgerichtet*
*kam die große Veränderung.*
*Übungsplatz, Normtraining –*
*manchmal ein Fluch und*
*öfters Blasen auf den Händen.*

*Zeit verging –*
*vieles Neue in mir.*
*Habe nachgedacht und griff*
*wieder zur Feder,*
*wissend:*
*Man kämpft auch mit ihr.*

Soldat Lutz Rathenow

## Zwischenbilanz

*Hier an der Grenze*
*steh' ich vergattert,*
*meinem Staat zu dienen,*
*den Meinen zum Schutz.*

*Unter Waffen wuchs*
*vor dem Leben meine Achtung.*
*Bei Härten erkannt' ich*
*die eigene Kraft.*

*Beherrschung übt' ich*
*und Zusammenleben*
*mit vielen Charakteren*
*auf gedrängtem Raum.*

*Im Kollektiv gelang mir,*
*froh mich zu fühlen,*
*fremde Sorgen teilt' ich*
*und anderer Glück.*

*Auch ist mein Soldatsein*
*heimwärtiges Träumen,*
*heißt zärtliche Briefe*
*und manch wertvolles Buch.*

*Im Schnee stand ich Posten*
*und bei blühenden Bäumen,*
*in staubigem Felde*
*und herbstlichem Sturm.*

*Zeit fand ich und Abstand,*
*zu werten mein Gestern,*
*und klar zu erkennen*
*meine morgige Pflicht.*

Gefreiter Ronald Thiel

Der Auskunftsdienst ist Tag und Nacht besetzt, vierundzwanzig Stunden hintereinander. Ohne Pause. Seine Telefonnummer: 54 25. Sie entspricht den Buchstaben K-I-C-K. Das wiederum ist ein Kürzel für die Aufforderung: „Kick the habit!", was eine darüber sicher gut unterrichtete westdeutsche Zeitung so übersetzte: „Brich mit deiner schlechten Gewohnheit!"
Der Ruf ist an Soldaten gerichtet. Genauer gesagt an die des etwa „65 bis 70 Prozent aller Soldaten" Drogenerfahrung haben und das Kriminalitätskonto dieser Truppen eine jährliche Steigerungsrate von vierzig Prozent ausweist, sondern mehr, weil sie das Übel nicht an seiner (gesellschaftlichen) Wurzel zu packen vermögen. Es ist so, als ob eine operationsbedürftige Krankheit mit Salben und Einreibungen behandelt würde. Über den Haschdraht läßt sich weder der Drogenmißbrauch bemußte wegen des Haschischs sterben"...
„Well", meint General Michael S. Davison, Kommandeur der 7. US-Armee, „die Menschen, mit denen wir es in der Armee zu tun haben, kommen eben aus dem Sozialmilieu unseres Landes."
Die Probleme des „Sozialmilieus" der imperialistischen Hauptmacht machen vor den Kasernentoren ihrer Streitkräfte nicht halt. Es sind die Probleme




V. Korps der Siebten US-Armee, stationiert in der BRD. Über besagte Telefonnummer sollen sich die GI's Rat holen, sofern sie „schlechte Gewohnheiten" haben und ihren Habitus ändern wollen.
Nun dürfte es für die militäramtlich bestallten Auskunftsdiensthabenden gar nicht so einfach sein, ihren Gesprächspartnern am anderen Ende der Leitung wirklich gute Ratschläge zu geben. Weniger, weil – nach offiziellen Angaben aus dem Headquarter in Heidelberg – kämpfen, noch lassen sich auf diesem Wege die Terrorakte des in den Kasernen organisierten Ku-Klux-Klan gegen farbige Soldaten oder die oft unter Rauschgifteinfluß begangenen Gewaltverbrechen (1971 waren es allein 2319) verhindern. So werden die jetzt üblichen Schlagzeilen über die Untaten der US-Soldaten gewiß auch künftig keinen Seltenheitswert erlangen, Schlagzeilen solcher Art: „Vergewaltigung als Alibi für Doppelmord", „Die Leiche einfach auf Müllplatz abgeladen", „Auch er der modernen Ausbeutergesellschaft: Perspektivlosigkeit und soziale Unsicherheit für den größten Teil der Bevölkerung einerseits und auf der anderen Seite – als Resultat gewissermaßen – Kriminalität und Brutalität, die dann besonders auf dem dafür günstigen Nährboden einer Aggressionsarmee zunehmen. Zwar mag es dem Heidelberger General nicht ganz schmecken, wenn seine Killer sich in bundesrepublikanischen Bierkneipen üben, aber vom Prinzip her hat er garantiert nichts dagegen.




Auch nicht General William S. Pearson, der „Kommandierende" des V. Korps. In der „Frankfurter Allgemeinen" bezeichnet ihn Bundeswehroberst d. R. Adelbert Weinstein als „dynamischen Mann. Wir kennen ihn aus Vietnam. Sein Führungsstil hat sich nicht geändert."
Das ihm unterstehende 11. gepanzerte Kavallerieregiment ist im Mai 1972 aus dem Vietnamkrieg in die BRD zurückgekehrt. Als „Nutznießer frischer Kriegserfahrung" steht es jetzt unmittelbar an der Staatsgrenze zur DDR. Mit dem Gefechtsstand „Observation Post Alpha" an der Werra, unmittelbar gegenüber Geisa. Und Herr Weinstein weiß nicht nur zu berichten, daß „die Amerikaner die Tage am Schnittpunkt zweier Welten interessant finden", sondern mehr noch, daß das Regiment „nun zur Speerspitze des V. amerikanischen Korps gehört". Die amerikanischen Divisionen in der Bundesrepublik waren „das Menschenreservoir" der US-Truppen in Indochina. Die meisten Spezialisten haben Vietnamerfahrung. Die Kompaniechefs und Bataillonskommandeure wechselten im Rhythmus von sechs Monaten. Alle Offiziere in den Divisions- und Korpsstäben sowie im Heidelberger Hauptquartier haben einen Vietnameinsatz hinter sich. So ist es also durchaus verständlich, daß der Stabschef des US-Heeres und ehemalige Oberkommandierende der in Südvietnam eingesetzten amerikanischen Streitkräfte, General William G. Westmoreland, erklärte: „In meinem Buch steht die 7. Armee an erster Stelle." Und was die Beurteilung der Kampfkraft angeht, so erhielt sie bei den Überprüfungen ausnahmslos die Noten 1 und 2. . .
Das V. und das VII. Armeekorps sind neuerdings dem Stab der US-Streitkräfte in Europa (USAREUR) direkt unterstellt. Die

Kommandoebene 7. Feldarmee wurde aufgelöst. Gelegentlich wird die Bezeichnung aber noch gebraucht. Beide Armeekorps gehören in der operativen Gliederung zur NATO-Armeegruppe Mitte. Sie bilden gemeinsam mit der Bundeswehr die Hauptkraft der Landstreitkräfte.

Mit ihren 185000 Mann, 3300

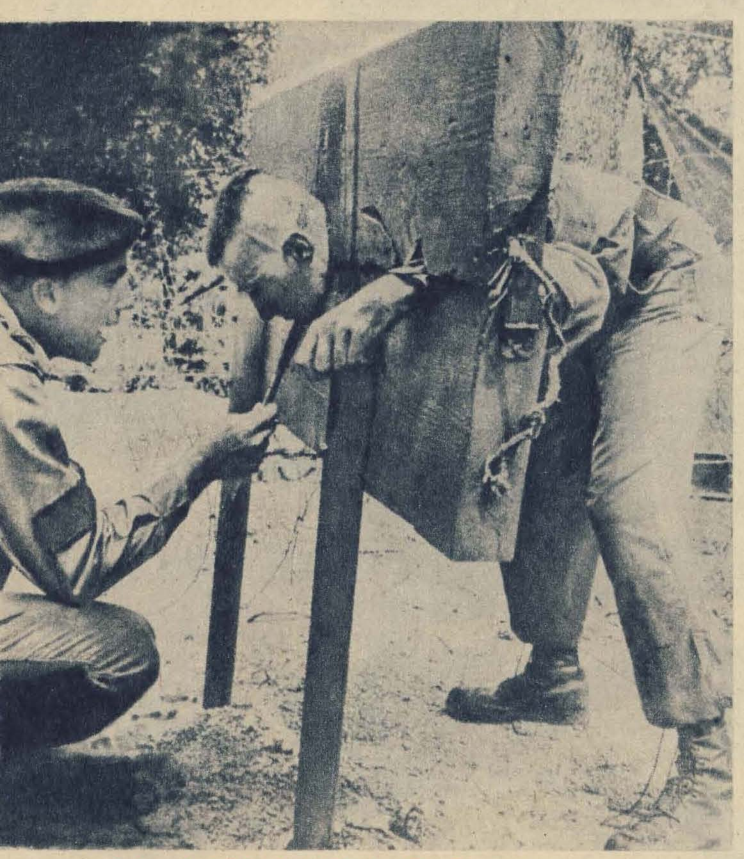


Panzerfahrzeugen und mehr als 400 Geschützen gilt die Siebte Armee nach den in Indochina eingesetzten Truppen als größter und kampffähigster Auslandsverband der amerikanischen Landstreitkräfte. Ihr Vorrat an Munition, Treibstoff und Verpflegung ist für 90 Tage berechnet. Siebzig Prozent aller, die in den Kasernen von Würzburg, Bad Kreuznach, Frankfurt (Main), Idar-Oberstein, Göppingen, Augsburg oder Grafenwöhr die Uniform der US-Army tragen, dienen als Freiwillige. Ihr Motiv sind die Dollars, wird doch der Militärdienst „vergleichsweise gut bezahlt".

Man nennt diese Armee im Westen auch den „Eckpfeiler der Landstreitkräfte der NATO". Die „Divisionen der Amerikaner" und die „Ostpolitik der Deutschen" sind nach dem Urteil der großbürgerlichen Presse in der BRD „Elemente der gleichen Strategie". Der imperialistischen Globalstrategie nämlich. Die amerikanischen Truppen in der BRD sind nach Auffassung ihres Oberkommandos „immer bereit, loszuschlagen". Das haben Offiziere und Mannschaften nicht zuletzt bei ihrem Vietnameinsatz bewiesen. Ihre Aggressionsbereitschaft ist ein Ergebnis dessen, was man ihnen in den Ausbildungscamps immer wieder einhämmerte: „Ihr werdet töten, Rekruten. Töten, töten, töten! In Vietnam, in der Tschechoslowakei, in Deutschland oder in welches verdammte Land ihr auch immer geschickt werdet! Ist das klar?"

Bezeichnend – auch für die GI's der Siebten – ist, was ein amerikanischer Soldat in Vietnam auf seinen Helm schrieb: „Gründe des Tötens: Geld. Übermut. Rache. Spaß. Um zu überleben."

Für diese Söldner ist Totschlag „nicht unmoralisch" (Sergeant G. Fisher). Sie interessiert auch nicht, wofür sie kämpfen: „Das ist nicht meine Sache" (D. Caison, Spezialist 4. Klasse, stationiert in Mannheim). Sie hoffen: „Amerika wird immer kämpfen, dann werde ich niemals arbeitslos sein" (B. Rodhaus, Spezialist 4. Klasse). Sie wünschen sich Kommandeure wie den Leut-



*„Folterschule" bei Port Still im USA-Staat Oklahoma: Die Offiziersanwärter lernten so die Quälereien kennen, die sie dann in Südvietnam selbst praktiziert haben, bevor sie nach Westdeutschland kamen. Dort fungiert als Oberkommandierender General Davison (links), der bei der 11. US-Armee in Vietnam blutige Berühmtheit erlangte.*

nant Calley, den Mörder von Son My, und hätten an seiner Stelle „auch so gehandelt" (Sergeant M. Jifrey, zwölf Monate Einsatz in Vietnam).

Dieser Killergeist ist die andere Seite der Medaille. Im Verein mit den brutalen Gewalttätigkeiten gegenüber Zivilpersonen, mit Rauschgiftsucht und Rassenausschreitungen des Ku-Klux-Klan macht er die Moral der GI's zwischen Main und Lech aus. Mit Befriedigung konnte so die „Frankfurter Allgemeine" feststellen: „Kampfbereit trotz Haschisch und Rassenspannungen."

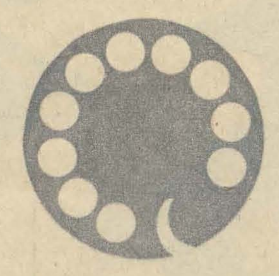
Nach einem 1970 im Pentagon entworfenen Programm legt man in der militärischen Ausbildung immer größeren Wert auf Härte. Schwerpunkt bilden mehr und mehr das sogenannte Abenteuertraining und Härteübungen wie die „Flucht aus der Kriegsgefangenschaft", Tauchlehrgänge oder „Überlebenstraining" nach dem Vorbild der Ranger. Dabei wird alles getan, um primitive Haßgefühle gegen die „Roten" aufzustacheln. So gehört es zu den üblichen Ausbildungsmethoden, die Soldaten angeblichen „bolschewistischen Verhören" auszusetzen.

Diesem Ziel dienen schließlich auch die Gefechtsübungen, bei denen solche taktischen Möglichkeiten trainiert werden, die die Amerikaner „Tag und Nacht in Vietnam anwenden und im Ernstfall auch in Europa einsetzen würden" (US-General Seneff). Für diese Ausbildung wurde 1972 die doppelte Summe zur Verfügung gestellt wie im Vorjahr.

„Diese Armee wird kämpfen, wenn sie kämpfen muß", beteuerte auch General Davison seinen Verbündeten in der BRD. Daran ist nicht zu zweifeln. Nur siegen kann sie nicht. Das machen nicht die „schlechten Gewohnheiten", von denen eingangs die Rede war. Das liegt in der schlechten, menschheitsfeindlichen und damit zur Niederlage verurteilten Sache begründet, der diese Armee dient.

Obwohl ein westdeutscher Reporter behauptet, jeder US-Soldat kenne die Telefonnummer 5425, ist nicht bekannt, wie oft sie gewählt wird. Doch selbst wenn die Drähte zum „Kick-the-habit-Auskunftsdienst" glühen würden, könnte er den GI's nicht im entferntesten jenen politisch-moralischen Auftrieb und jenes Wehrmotiv geben, das die Soldaten der sozialistischen Armeen haben.

*Oberleutnant Karl-Heinz Melzer*




Der
Einbruch
in

Etwa ein Jahr vor Beginn der großen Schlacht am Kursker Bogen starteten von einem Flugplatz bei Moskau schwere Transportmaschinen und stiegen in den nächtlichen Himmel. Hinter der Hauptkampflinie, im Hinterland des Gegners, landeten unbemerkt Fallschirmspringer. Zu der sechsten Gruppe gehörten auch Oberst Medwedew und ich als sein Stellvertreter für Aufklärung. Als alle Gruppen vereint waren, setzten wir uns in den Wäldern bei Rowno fest. Bald drangen die Kundschafter unserer Abteilung mit Beharrlichkeit und Ausdauer immer tiefer in die Höhle des Gegners vor.

Faschistische Offiziere aller Rangstufen und Waffengattungen bestimmten das Straßenbild von Rowno. Verschiedene Beamte und aus Deutschland herbeigereiste Handelsleute strömten hier zusammen. Von Zeit zu Zeit waren auch Uniformen des Sicherheitsdienstes und Armbinden von Polizisten zu erkennen. Es wimmelte von Spitzeln in Zivil. Erst gegen Abend leerten sich die Straßen. Die ortsansässigen Einwohner durften mit einbrechender Dunkelheit nicht mehr die Häuser verlassen, und die neuen „Herren" strebten in die Vergnügungsetablissements. In Restaurants und Casinos knallten die Pfropfen der Champagnerflaschen – Beuteware aus Frankreich; die Etappenoffiziere grölten trunken herum. An grünen Tischen wurde großes Spiel betrieben, man spielte um Geld, das nach Blut roch und durch Raub und Willkür erworben war.

Im Gasthaus „Deutscher Hof" galt Lydia Lissowska als hübscheste Kellnerin. Sie wirkte wie zwanzig, denn sie war von schlanker, geschmeidiger Gestalt. Ihr stolzes Gesicht schien wie gemeißelt und wurde verschönt durch große graublaue Augen. Von ihr wußte man nur, daß sie die Witwe eines polnischen Hauptmanns war. Er sei sogar ein Graf gewesen. Das schmeichelte den ehrgeizigen Hitleroffizieren, die sie umwarben.

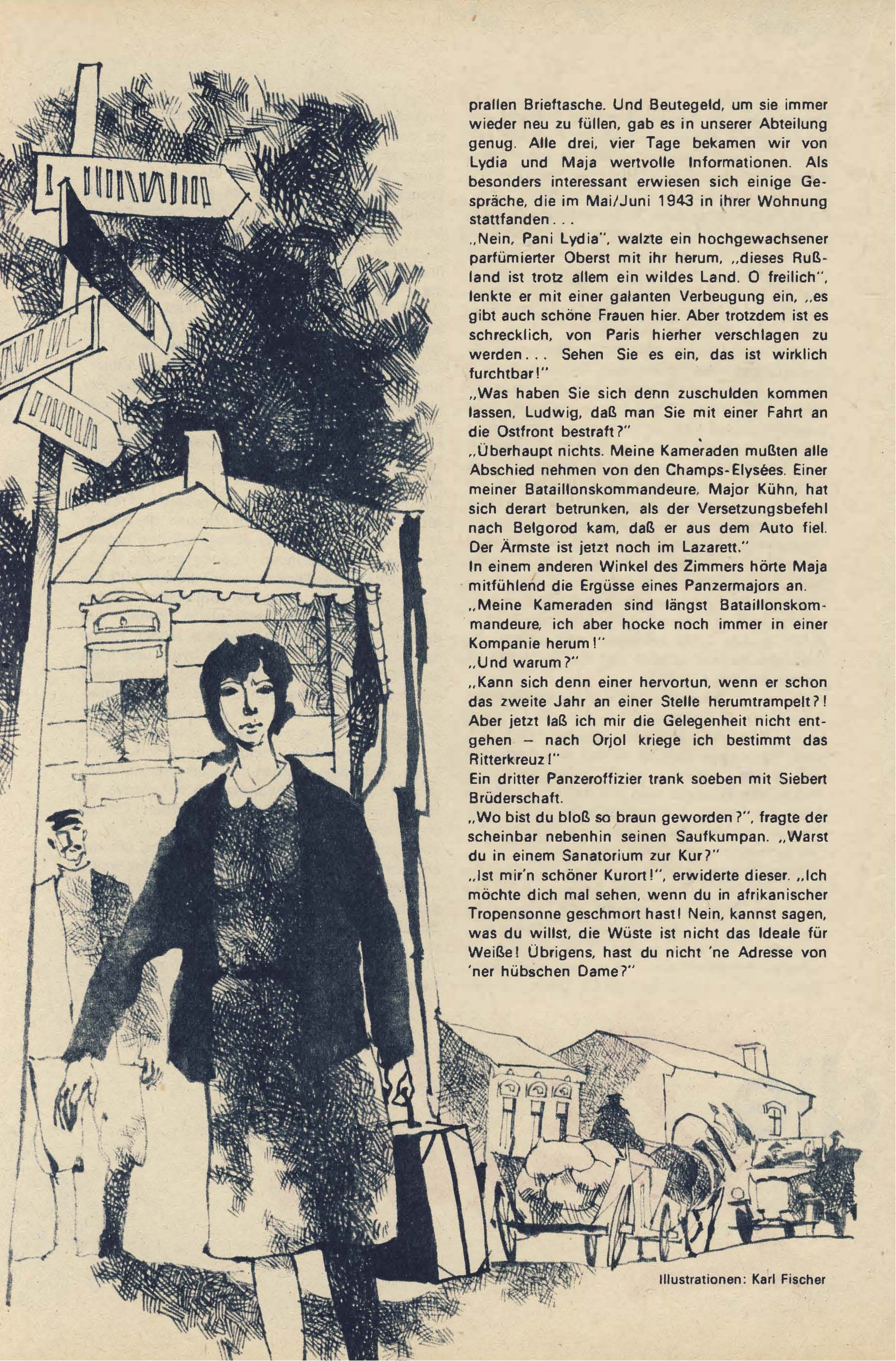
Mitunter bekam Lydia Besuch von ihrer Cousine Maria Mikota, einfach Maja genannt. Auch sie war eine Schönheit, obwohl sie Lydia nicht ähnelte: Sie war eine lebhafte Erscheinung und hatte faszinierend grüne Augen. Maja und Lydia besaßen zusammen eine Dreizimmerwohnung mit Balkon in der Legionärstraße 15. Doch nur ihre zuverlässigsten und treuesten Verehrer kannten sie und kamen manchmal hier her. Mit der Zeit fand sich ein fester Gesellschaftskreis zusammen: Einige Offiziere und leitende Beamte deutscher Dienststellen. Man vergnügte sich, tanzte nach Schallplatten, erzählte Witze oder spielte Karten. Manchmal brachten die ständigen Besucher auch zugereiste Offiziere oder auf der Durchfahrt befindliche Bekannte mit – entweder wollten sie an die Front weiter oder fuhren von der Front in Urlaub. Zu den gut eingeführten Gästen gehörte auch Oberleutnant Paul Siebert. Er kam oft dienstlich nach Rowno, wo er alle zwei, drei Wochen zu tun hatte. Um nicht in den Militärhotels herumzulungern, mietete er sich bei der Lissowska ein. Der interessante Mann mit den guten Manieren wohnte meist kaum mehr als eine Woche hier, zahlte aber stets einen ganzen Monat im voraus. Die Wirtinnen waren zufrieden mit ihm.

Die Anwesenheit der beiden schönen Frauen, Musik und Wein lösten die Zungen der Gäste. Niemand von ihnen aber ahnte, daß ihre bezaubernden Gastgeberinnen Agentinnen des deutschen Sicherheitsdienstes waren, die ihre Auftraggeber regelmäßig über die Stimmung in den Offizierskreisen, über verfängliche Reden und dergleichen informierten. Ihrerseits jedoch wußte der Sicherheitsdienst nicht, daß Lydia und Maja in Wirklichkeit erstklassige, höchst konspirativ arbeitende Kundschafterinnen aus unserer Abteilung waren. Nur einer der deutschen Offiziere, Siebert, war in das verwickelte Spiel der beiden schönen Verwandten eingeweiht. Doch weder Lydia noch Maja kannten ihn unter seinem richtigen Namen: Nikolai Iwanowitsch Kusnezow. So traten sie ihm wie jedem deutschen Offizier gegenüber.

Von Lydias und Majas Existenz wußte bei uns nur ein sehr kleiner Kreis. Allein Nikolai Gnidjuk weilte regelmäßig in ihrem Haus. Das paßte äußerlich gut zusammen, kannte man ihn doch auf dem Schwarzen Markt von Rowno als großen Schieber, den Pan Jan Baginski. Übrigens hatte sich Kolja diesen Ruhm keineswegs durch seine Händlertüchtigkeit verdient, sondern dank seiner jederzeit




A. LUKIN



prallen Brieftasche. Und Beutegeld, um sie immer wieder neu zu füllen, gab es in unserer Abteilung genug. Alle drei, vier Tage bekamen wir von Lydia und Maja wertvolle Informationen. Als besonders interessant erwiesen sich einige Gespräche, die im Mai/Juni 1943 in ihrer Wohnung stattfanden...

„Nein, Pani Lydia", walzte ein hochgewachsener parfümierter Oberst mit ihr herum, „dieses Rußland ist trotz allem ein wildes Land. O freilich", lenkte er mit einer galanten Verbeugung ein, „es gibt auch schöne Frauen hier. Aber trotzdem ist es schrecklich, von Paris hierher verschlagen zu werden... Sehen Sie es ein, das ist wirklich furchtbar!"

„Was haben Sie sich denn zuschulden kommen lassen, Ludwig, daß man Sie mit einer Fahrt an die Ostfront bestraft?"

„Überhaupt nichts. Meine Kameraden mußten alle Abschied nehmen von den Champs-Elysées. Einer meiner Bataillonskommandeure, Major Kühn, hat sich derart betrunken, als der Versetzungsbefehl nach Belgorod kam, daß er aus dem Auto fiel. Der Ärmste ist jetzt noch im Lazarett."

In einem anderen Winkel des Zimmers hörte Maja mitfühlend die Ergüsse eines Panzermajors an.

„Meine Kameraden sind längst Bataillonskommandeure, ich aber hocke noch immer in einer Kompanie herum!"

„Und warum?"

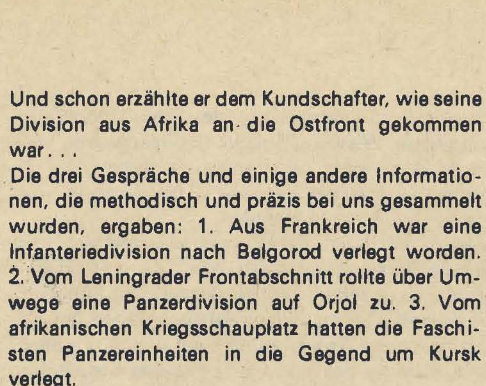
„Kann sich denn einer hervortun, wenn er schon das zweite Jahr an einer Stelle herumtrampelt?! Aber jetzt laß ich mir die Gelegenheit nicht entgehen – nach Orjol kriege ich bestimmt das Ritterkreuz!"

Ein dritter Panzeroffizier trank soeben mit Siebert Brüderschaft.

„Wo bist du bloß so braun geworden?", fragte der scheinbar nebenhin seinen Saufkumpan. „Warst du in einem Sanatorium zur Kur?"

„Ist mir'n schöner Kurort!", erwiderte dieser. „Ich möchte dich mal sehen, wenn du in afrikanischer Tropensonne geschmort hast! Nein, kannst sagen, was du willst, die Wüste ist nicht das Ideale für Weiße! Übrigens, hast du nicht 'ne Adresse von 'ner hübschen Dame?"

Illustrationen: Karl Fischer



Und schon erzählte er dem Kundschafter, wie seine Division aus Afrika an die Ostfront gekommen war...

Die drei Gespräche und einige andere Informationen, die methodisch und präzis bei uns gesammelt wurden, ergaben: 1. Aus Frankreich war eine Infanteriedivision nach Belgorod verlegt worden. 2. Vom Leningrader Frontabschnitt rollte über Umwege eine Panzerdivision auf Orjol zu. 3. Vom afrikanischen Kriegsschauplatz hatten die Faschisten Panzereinheiten in die Gegend um Kursk verlegt.

Nachdem all diese Informationen nach Moskau weitergeleitet worden waren, verstärkten wir die Aufklärung, die sich nun in erster Linie auf den Transport und die Verbindungslinien konzentrierte. Hierbei sollte die Partisanengruppe in der Kleinstadt Sdolbunowo bei Rowno eine besondere Rolle spielen. Die Deutschen kamen dort kaum zur Ruhe. Immer wieder wurden Truppentransporte gesprengt, gingen Lagerschuppen in Flammen auf oder fielen deutsche Henker unter treffsicheren Kugeln.

Im Mai 1943 erhielten die Illegalen den Auftrag, die Beobachtung am Eisenbahnknotenpunkt bei Sdolbunowo zu verstärken, wo sich die Strecken nach Lwow, Rowno, Schepetowka und Kowel kreuzten. Bisher hatten die Genossen lediglich jene Züge unter Kontrolle, die in Sdolbunowo hielten; alle anderen, die den Bahnhof ohne Aufenthalt passierten, hatten sie bisher nicht beachtet. Also mußten Wege und Möglichkeiten gefunden werden, um Angaben über den gesamten Zugverkehr zu erhalten. Das übernahm der Komsomolze Awrami Iwanow. 1941 eingekesselt gewesen, hatte ihn das Schicksal in diesen Ort verschlagen. Er arbeitete als Weichenreiniger. Wir hatten schon lange ein Auge auf diesen wortkargen Burschen geworfen, ließen uns aber Zeit, ihn zur Mitarbeit zu gewinnen. Endlich aber legten wir die Karten auf den Tisch und schlugen ihm vor, für uns tätig zu sein. Wir hatten uns in ihm nicht geirrt. Als Gnidjuk mit ihm sprach, sagte er: „Natürlich bin ich einverstanden, und ich werde jeden Auftrag ausführen."

Awrami erwies sich bald als einer der besten

Aufklärer. Er beschaffte sich einen Freifahrt- und einen Passierschein, der ihm sogar die Mitfahrt in Güterzügen erlaubte. Fast täglich, bei Wind und Wetter, bestieg er nun, hungrig und schlecht gekleidet, den Zug und fuhr bis nach Klewan, von wo aus er vier Kilometer bis zum „grünen Leuchtturm", einem Waldposten der mit uns zusammenarbeitenden Partisanen, lief. Dort übergab er den diensthabenden Genossen seine Berichte und machte sich wieder auf den Rückweg.

Eines Tages drückte er mir ein Schriftstück in die Hand und trat bescheiden beiseite. Ich sah mir das Schreiben an und war starr: Es handelte sich um die Kopie einer Geheimen Verschlußsache, den täglichen Operativbericht über die Sdolbunowo passierenden Züge! Wir fanden Angaben über jeden einzelnen Zug. Die nachfolgende Überprüfung bestätigte jede Einzelheit. Wie sich herausstellte, hatte Awrami einen aus den Sudeten stammenden Tschechen, den Papieren nach Deutscher, in die Kundschafterarbeit einbezogen. Josef war ein überzeugter Antifaschist. Zu seinen Dienstaufgaben gehörte es, den GVS-Bericht über die Sdolbunowo passierenden Züge zusammenzustellen. Ein Exemplar bekam der Stationskommandant, das zweite der zuständige Chef des Militärtransportwesens der faschistischen Truppen. Von nun an spannte Josef stets ein drittes Blatt in die Maschine. Monatelang brachte Iwanow diese Berichte fast täglich. Sie erwiesen sich als recht nützlich für die exakte Vorbereitung der Sowjetarmee auf den deutschen Großangriff bei Kursk.

Schon brannte die Erde um Kursk, als wir aus Moskau den lakonischen Befehl erhielten, um jeden Preis die zwischen Sdolbonowo und Schepetowka verlaufende Eisenbahnbrücke über den Fluß Gorin sowie die dortige Schmalspurbahn zu vernichten. Die Sprengung der Brücke sollte die Versorgung der faschistischen Armee stören; und das zu einer für die Nazis besonders schlimmen Zeit – mitten in der Schlacht, beim Großangriff. Ein schwerer Auftrag, denn die Brücke wurde von einer verstärkten Kompanie bewacht. Rings herum ragten Flakgeschütze in den Himmel. Sowjetische Aufklärungsflugzeuge hatten getarnte Minenwerferbatterien und an die zwanzig MG-Nester gezählt. Von einem Frontalangriff konnte also keine Rede sein. Da beschlossen wir, eine Mine von 40–50 kg Gewicht direkt aus dem Zug zu werfen. Die Operation wurde Nikolai Gnidjuk aufgetragen.

Kurz darauf begab sich Gnidjuk zu Wladek Pilipszuk, einem Widerstandskämpfer. Als er eintrat, sah er dessen jüngere Schwester Wanda, ein munteres kräftiges Mädel von siebzehn Jahren, das den Partisanen immer gern half. Sie hatte Besuch. Die enge Uniform aufgeknöpft, saß ein etwa vierzigjähriger Angehöriger des faschistischen Sicherheitsdienstes am gedeckten Tisch. Es war der Pole Genek Jasniewski, der einer Sonderabteilung zur Bewachung der Eisenbahnobjekte angehörte. Wiewohl Gnidjuk überrascht war, verlor er doch nicht die Nerven. Er verbeugte sich höflich und stellte sich vor: „Jan Baginski, ein Vetter von Fräulein Wanda."

Wanda lud ihren „Vetter" zum Mitessen ein, und Nikolai versuchte sogleich, den Gast gehörig betrunken zu machen. Jasniewski war rasch benebelt, wurde redselig und begann aufzuschneiden. Nikolai gab laut seine Begeisterung kund und mimte auch Mitgefühl für das schwere Los seines Gesprächspartners, als der in weinerliches Klagen überging. Bald war der SD-Mann noch weicher gestimmt. Er flüsterte Nikolai ins Ohr: „An sich, Jan Baginski, hab' ich für die Deutschen nicht viel übrig. Ich bin ein guter Pole und Katholik wie Sie. Das ganze ist wegen der leidigen Groschen. Den Kopf will ich aber um's liebe Geld auch nicht riskieren."

Gnidjuk hatte an diesem Tag, den er sich gewiß anders vorgestellt hatte, den ersten Kontakt geschlossen. Der Pole konnte eine brauchbare Informationsquelle sein. Und seine Verliebtheit in die hübsche Wanda machte ihn ganz offensichtlich gesprächig. So bekam Gnidjuk die Erlaubnis dranzubleiben und die Zunge des für die Faschisten arbeitenden Jasniewski weiter zu lockern. Dabei kam so allerhand heraus. Besonders wichtig war, daß wir erfuhren, welche Parolen und Losungsworte es an den geheimen Standorten gab und wo sie sich genau befanden. Ebenso lernten wir die Namen und Adressen einiger Naziagenten kennen.

Je mehr wir Jasniewski in unsere Arbeit einbezogen, desto dringlicher wurde die Frage, wie er uns bei der Sprengung der Brücke helfen könnte. Dazu machte uns Jasniewski auf den volksdeutschen Zugbegleiter Michail Chodakowski aufmerksam, der sich dann auch für zwanzigtausend Besatzungsmark bereit erklärte, die Mine von der Plattform eines Waggons aus abzuwerfen.

Eines Morgens erschien Wanda in der Iwan-Franko-Straße. Sie ging die Freitreppe hinauf, klopfte an. Eine hagere Frau, Anastassia Schmerega, öffnete ihr. Finster fragte sie: „Was gibt's?"

„Haben Sie das neue Kleid zu verkaufen?"

„Ja, Ihnen könnte es vielleicht passen, treten Sie ein."

Das war das Losungswort. In einem Zimmer mit verhängten Fenstern saßen drei Männer, die Brüder Schmerega und Dmitri Krasnogolowez. Man zeigte dem Mädchen einen großen braunen Koffer: „Wirst du den tragen können?"

„Klar", gab Wanda unbekümmert zur Antwort und packte den Koffergriff. Aber... der Koffer fiel ihr beinah aus den Händen, denn er wog gut drei Pud[1]). Die Männer wußten, daß die Mine für

*Fortsetzung auf Seite 74*

---

[1]) alte russische Gewichtseinheit. Ein Pud = 16.3805 kg.

Für die Erholungsheime an der OSTSEEKÜSTE werden für die Saison folgende FACH- UND HILFSKRÄFTE ab 17. April 1973 gesucht:

**Küchenmeister/Lehrausbilder**
**Gärtnermeister**
**Sachbearbeiter f. Kultur u. Sport**
**Reiseleiter**
**Filmvorführer**
**Krankenschwester**
**Physiotherapeut**
**Köche(innen) Schichtleiter**
**Kaltmamsell**
**Hilfsmamsell**
**Beiköche(innen)**
**Oberkellnerin**
**Kellner(innen)**
**Büfettehepaar und Einzelkräfte**
(für Klubgaststätte)
**Serviererinnen für Speisesaal**
(ohne Kassenabrechnung)
**Küchenarbeiter(innen)**
**Zimmerfrauen**
**Reinigungskräfte**
**Lager- und Transportarbeiter**
**Pförtner/Wächter**
**Schwimmeister/Rettungsschwimmer**
**Fachverkäuferin für HO-Lebensmittel**
(Campinglager)

Unterkunft und Verpflegung im Heim, freie An- und Abreise.
Wünsche auf Einsatz in Göhren/Sellin werden weitgehendst berücksichtigt.
Nach Saisonende bestehen Möglichkeiten für Dauerbeschäftigung. Aushilfskräfte werden nicht eingestellt.
Bewerbungen mit Lebenslauf und 2 Paßbildern (Nachreichen der Bilder möglich) sind zu richten an:

**Nationale Volksarmee**
2352 Prora/Binz (Rügen), Postfach 6215

*Sie liegen etwa 850 m über dem Meeresspiegel. Die Soldaten sagen von sich, sie seien die höchstgelegene Funktechnische Kompanie der NVA. Ihr Berggipfel ist an die hundert Tage im Jahr in dichte Wolken gehüllt. Doch mit ihren Radarstationen, mit denen die Genossen einen Teil des Luftraumes unserer Republik überwachen, haben sie stets gute Sicht. Gefreiter Hans-Jürgen Amberg (rechts), 20jähriger Büromaschinenmechaniker aus Erfurt, erzählt über*

# Die Wolken-kompanie





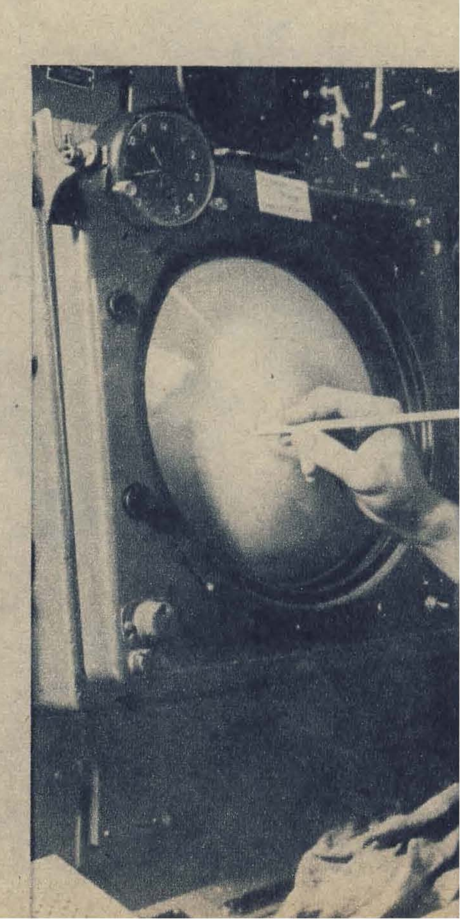
Als ich hierher auf den Berg kam, dachte ich, du meine Güte, hier sollst du achtzehn Monate zubringen? Keine Bahnstation. Im Dorf kein Kino. Der einzige Tanzsaal war gesperrt, mußte renoviert werden. Bis zur Kreisstadt neun Kilometer, nur mit dem Bus zu erreichen. Ich bin das Großstadtleben gewöhnt. Da brauchte ich 'ne Weile, bis ich mich umgestellt hatte.
Nach der Grundausbildung wurde ich als Funkorter ausgebildet. Eigentlich kam ich schnell dahinter, worauf es dabei ankommt. Man ist ja nicht auf den



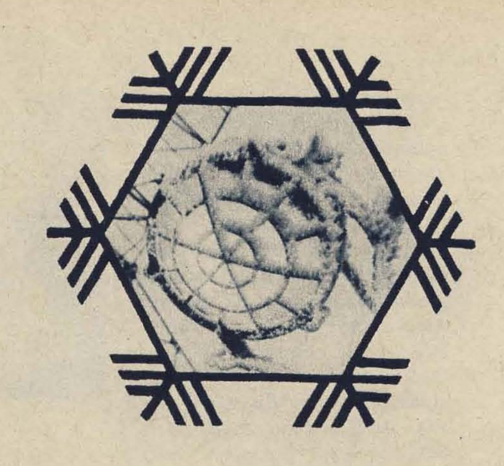
Kopf gefallen. Für technische Dinge bin ich immer zu haben. Die Arbeit macht mir Spaß. So schaffte ich schnell die Quali III, inzwischen auch die II. Bei jeder Stufe muß man eine bestimmte Zahl von Luftzielen gleichzeitig auf dem Sichtgerät begleiten können. Wer die Quali hat, wird weniger für zusätzliche Aufgaben herangezogen. Ein moralischer Anreiz gewissermaßen.
Mit meinem Gruppenführer bin ich zufrieden. Unterfeldwebel Simon ist ein feiner Kerl. Er bringt einem allerhand bei. Nur anfangs gerieten wir dann und wann aneinander. Ich bin es gewohnt, zu allem meine Meinung zu sagen. Dabei schoß ich mitunter mal über's Ziel hinaus. Er sagte, ich sei undiszipliniert. Stimmt, ich war manchmal vorlaut. Aber jetzt verstehen wir uns. In unserer Gruppe herrscht gute Kameradschaft. Erst bei der letzten Überprüfung der Gefechtsbereitschaft legten wir wieder 'ne glatte Zwei hin.
In den Sommer- und Herbstmonaten trieben wir in der Freizeit viel Sport. Fußball, Volleyball, Tischtennis im Freien und so. Auch mit den Genossen unserer sowjetischen Pateneinheit, die nicht weit von hier liegt. Als Ausgleich für die nervlich anstrengende Arbeit in der Station.



*Herbert Naß steht Posten. Eigentlich gehört er auf den Turm. Aber bei höchstens 20 Meter Sicht muß er auf und ab gehen (links außen). Mit dem Schnee haben wir manche Freude. Aber auch unseren Ärger, wenn wir die Schaufel schwingen müssen. Wichtig ist, daß die Stationen arbeiten. Von Dieter Nössler (unten), einem „alten Hasen" am Sichtgerät, habe ich viel gelernt. Vom Aggregatewart stieg er auf Funkorter um und machte bald die Quali II.*











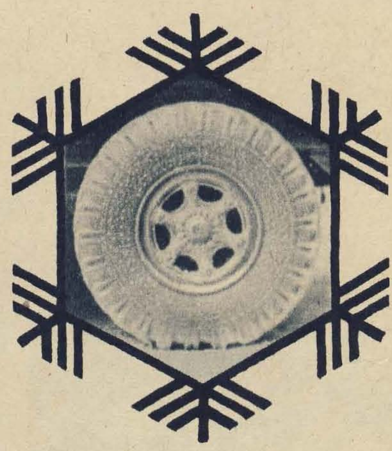
Fast jedes Wochenende war was los. Da drängte es uns gar nicht mehr so sehr auszugehen. Wohin auch, wenn wenig los ist?
Im November kamen Neue. Da bin ich ins zweite Halbjahr aufgerückt. In unsere Gruppe kamen Michael Hirschfeld und Günter Lehmann. Michael ist schon 25, verheiratet und hat ein Kind. Er ist Diplomingenieur für Verfahrenstechnik, ein ganzes Stück menschlich reifer als wir 20jährigen. Einmal bezeichnete ich ihn als unseren Alterspräsidenten. Da wehrte er sich mit Händen und Füßen: „Nein, nein, so fühle ich mich noch gar nicht!" Schon nach wenigen Wochen besaß er unser volles Vertrauen. Selbst mit privaten Dingen können wir uns an ihn wenden. Man spürt, daß er über mehr Lebenserfahrung verfügt als wir.
Überall weiß er Rat und Hilfe. Und klüger ist er. Auf Anhieb schaffte er vorzeitig die Quali II. Hut ab!
Günter Lehmann dagegen ist anders. Er schläft morgens gern etwas länger. Michael und ich haben unsere Mühe, ihn aus dem Bett zu pelzen. Da geht's manchmal auch laut zu in der Stube. Doch dann läuft Günter wie frisch geölt. In puncto Disziplin und Ordnung müssen wir ihm

noch einiges beibringen. Der Unterfeldwebel hat mich deshalb gebeten, über Günter die Patenschaft zu übernehmen. Michael und ich werden ihn schon hinkriegen. Auf den Winter war ich gespannt wie ein Flitzbogen. Als Flachländler wünschte ich mir, mal richtig skilaufen zu können. Aber leider! Lange Zeit rührte sich nichts, obwohl auf dem Dachboden genügend Schneeschuhe standen. Bis wir in der FDJ-Versammlung mit der Faust auf den Tisch schlugen. Jetzt endlich klappte es. Skiwanderungen haben wir seitdem öfter gemacht.



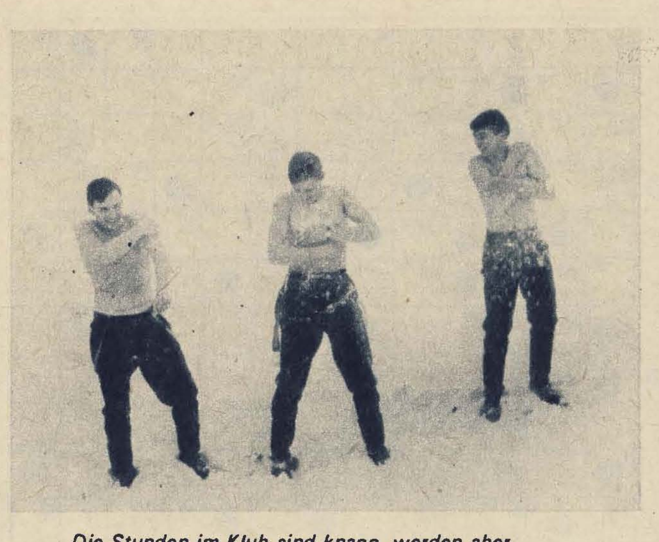
Die Dorfbewohner sagen, hier oben sei ein Dreivierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt. Das stimmt wohl, wenn man der Statistik glauben kann. Danach gibt es hier im Jahr durchschnittlich nur ganze sieben Tage klaren Sonnenschein, dafür aber bis zu hundert Nebeltage, und der Winter dauert von Oktober bis in den April hinein.

Für die Kompanie bringt das allerlei Probleme mit sich. Darüber hat uns mal Unterfeldwebel Simon erzählt. Im vorletzten Winter lag der Schnee bis zu zwei Meter hoch, Wehen sogar bis drei Meter. Mit dem Schlitten, teils sogar mit Rucksack und auf Skiern haben die Soldaten aus



dem Dorf Brot holen müssen. Kein Auto kam hoch. Das Eingangstor war völlig zugeschneit, mit Skiern sind sie drübergelaufen. Täglich mußten die Genossen die Wege zu den Stationen freischaufeln. Kaum waren sie fertig, hatte sie der eisige Wind wieder zugeweht. Manche Genossen haben sich im dichten Nebel verlaufen, fanden die Kompanie nicht mehr, wenn sie aus dem Dorf kamen.

Bei zwanzig Grad minus fand eine Übung statt. Die fahrbare Funkmeßstation wurde woandershin verlegt. Mit Lötlampen mußten die Genossen die Schrauben auftauen, um die Station marschklar zu machen. Der Aggregatewart mußte nachts jede



*Die Stunden im Klub sind knapp, werden aber desto intensiver genutzt. Hier bin ich gerade „am Ball". Der Klub ist erst renoviert worden. Unsere Leiterakrobaten Gerd Wittke und Kurt Nauschütz bestimmten den guten (Farb-) Ton. – Schön, so eine Schneewäsche, gelle? Abgehärtet muß man schon sein.*

zweite Stunde aufstehen und seine Mühle anwerfen, damit sie morgens die nötige Betriebstemperatur hatte.

Das muß ja toll gewesen sein. Zum Glück ist der Winter, den ich hier verbringe, nicht ganz so streng. Bis jetzt jedenfalls; was nicht ist, kann ja noch werden. Selbst die Dorfbewohner sagen, so wenig Schnee habe es hier lange nicht gegeben. Uns ist das natürlich recht so. Da brauchen wir nicht so viel zu schippen.

Als ich gemustert wurde, sagte man mir, ich würde mot. Schütze. Nun bin ich Funkorter. Man kann sich die Waffengattung und den Standort eben nicht beliebig auswählen. Es kommt ganz darauf an, wo man gebraucht wird. Anfangs war ich nicht zufrieden, als ich in unsere Wolkenkompanie kam. Aber inzwischen habe ich mich eingelebt. Jetzt kann ich sogar sagen, daß es mir hier gefällt. Ich glaube, als junger Mensch braucht man es, hart gefordert zu werden, sich bewähren zu müssen, um sich selbst bestätigt zu finden.

## KREUZWORTRÄTSEL

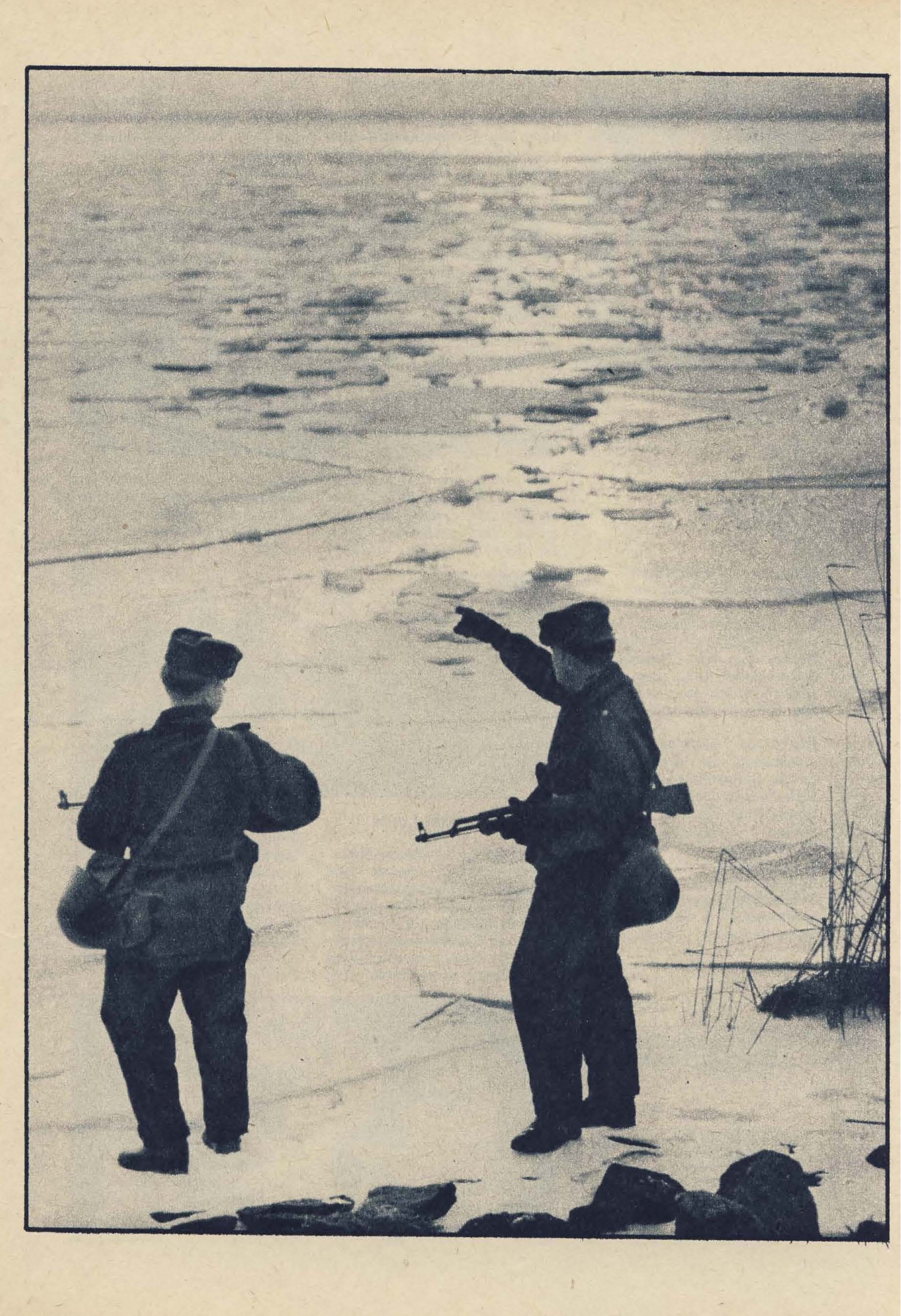
**Waagerecht:** 1. Gelände für die Durchführung von militärischen Übungen und Manövern (ü = ein Buchstabe), 14. Laubbaum, 15. deutscher Schriftsteller (1831 bis 1910), 16. Riesenschlange, 18. Zaunteil, 21. Staatshaushalt, 22. Höhenrücken bei Braunschweig, 23. Provinzhauptstadt auf Sizilien, 25. Nebenfluß des Rheins, 27. Fischfett, 29. Baumteil, 31. deutscher Operettenkomponist (1878–1940), 35. Stadt in Algerien, 37. Bruchteil, 39. Saugwurm, 41. Schnepfenstrauß, 42. Staat in Vorderasien, 45. das Universum, 46. Gewässer, 48. Stacheltier, 50. Unterarmknochen, 52. Nebenfluß des Rheins, 54. Festanzug, 55. Fluß in Mittelasien, 56. Artikel, 58. Papierzählmaß, 60. landwirtschaftliches Gerät, 62. englische Hochschulstadt, 64. Himmelskörper, 66. Laubbaum, 68. Modelliermasse, 70. Brennstoff, 72. lateinisch: im Jahre, 74. Anfang, Truppenspitze, 76. Zahl, 79. Handlung, 81. mohammedanischer Titel, 83. Tasteninstrument, 86. Löwe (dichterisch), 87. Fluß in Frankreich, 88. arabische Hauptstadt, 89. Spezialgeschütz zum Beschuß gepanzerter Fahrzeuge.

**Senkrecht:** 1. Behältnis, 2. radioaktives chemisches Element, 3. Drehpunkt, 4. Vertiefung, 5. französisch: blau, 6. Untiefe, Strudel, 7. Gesellschaft für Sport und Technik in der DDR (Kurzbezeichnung), 8. Pferdekrankheit, 9. russischer Physiker (1761–1834), 10. Kampfplatz, 11. Gebirgseinschnitt, 12. antike Stadt in Nordafrika, 13. Rückstand, Überbleibsel, 17. Verwandter, 19. Nomadenzeltdorf, 20. Futternapf, 24. Teil eines Bühnenwerkes, 26. weiblicher Vorname, 28. Luftgeist in Shakespeares „Sturm", 30. belgischer Badeort, 32. kleines Verschlußteilchen, 33. Windschatten, 34. Lärm, Aufsehen, 36. Strom in Afrika, 37. Nebenfluß der Mosel, 38. weiblicher Vorname, 40. Gipfel der Berner Alpen, 43. Ansprache, 44. harziges Holz, 47. Stadt an der Bode, 49. Tanzschüler, 51. Verschlagenheit, 53. japanisches Heiligtum östlich von Osaka, 55. Nebenfluß der Donau, 57. weiblicher Vorname, 59. Gebirgsstock auf der Insel Kreta, 61. Werden, Entstehen, 63. Nebenfluß der Aller, 65. Getränk, 67. Teilbetrag (Mehrzahl), 69. Lebensbund, 70. Nähmittel, 71. Punkt im Telegrafenverkehr, 73. Gefährte Mohammeds, 74. Gangart des Pferdes, 75. Sedimentgesteine, 77. Gestalt aus Wallenstein, 78. Abschnitt des Korans, 80. Sammlung von Aussprüchen, 82. Mädchenname, 84. germanischer Wurfspieß, 85. weiblicher Kurzname.

## Auflösung aus Nr. 1

### KREUZWORTRÄTSEL

**Waagerecht:** 1. Kelle, 5. Amme, 8. Roman, 11. Radom, 13. Biesen, 15. Espen, 16. Entree, 19. Othello, 22. Tank, 24. Eire, 26. Nessel, 28. Esel, 30. Parade, 33. Talk, 34. Amor, 35. Dur, 36. Ampere, 38. Inn, 40. Steak, 43. Loren, 46. Ade, 48. Sirene, 49. Ina, 51. Horn, 52. Ibis, 54. Bredel, 56. Sana, 58. Egmont, 61. Lier, 63. Nana, 65. Riemann, 70. Snamja, 72. Greta, 73. Angina, 74. Aorta, 75. Paula, 76. Rigi, 77. Trakt. – **Senkrecht:** 1. Kleinkaliber, 2. Lapis, 3. Ernte, 4. Aden, 5. Amt, 6. Eber, 7. Leo, 8. Reh, 9. one, 10. All, 12. Onkel, 14. Star, 17. Ree, 18. Eiland, 20. Lied, 21. Oberleutnant, 23. Alter, 25. Epos, 27. Siel, 29. Ski, 31. Art, 32. Alai, 37. Rose, 39. Nansen, 41. Essen, 42. Krim, 44. Ehe, 45. Noll, 47. ein, 50. Abbe, 53. Banjo, 55. Ding, 57. Ara, 59. Gagat, 60. Onega, 62. Isar, 64. Aare, 66. Ida, 67. Mal, 68. Ana, 69. Nil, 71. Mal.

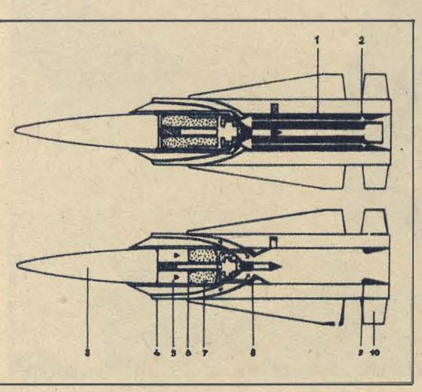






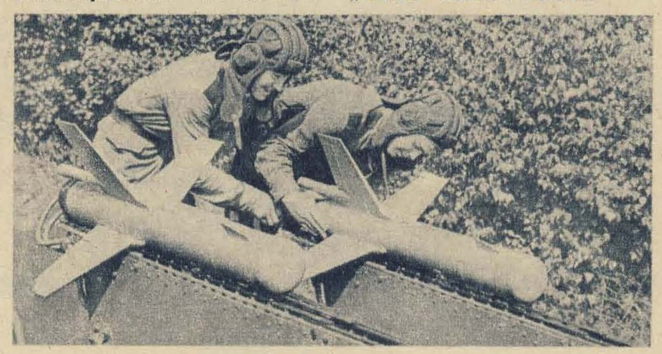
## Integriertes Staustrahltriebwerk für Raketen

Von der schwedischen Firma Volvo Flygmotor wurde eine Fla-Rakete, Typ RRX 5 entwickelt, die mit einem integrierten Staustrahltriebwerk ausgestattet ist. Die Brennkammer des Pulvertreibsatzes, der die Rakete in der Startphase beschleunigt, ist gleichzeitig die Brennkammer für das Staustrahltriebwerk. Das Schema zeigt dessen Aufbau und Kombination mit dem Feststoffantrieb. 1 – Pulvertreibsatz; 2 – Zentralkörper; 3 – Nutzlastteil; 4 – Lufteinläufe; 5 – Gas; 6 – Kolben; 7 – Kraftstoff für das Staustrahltriebwerk; 8 – Einspritzsystem; 9 – Düse; 10 – Steuerflächen.




## Training am Übungsgerät

Die ersten Griffe zur Handhabung der Panzerabwehrlenkraketen erlernen die jungen Lenkschützen am Übungsgerät. In den sowjetischen Einheiten wurden dazu spezielle Ausbildungskomplexe mit entsprechender Technik geschaffen. Dort können alle Bedienungselemente, vom Einhängen der Raketen in die Startvorrichtungen bis zum „Schuß" trainiert werden.

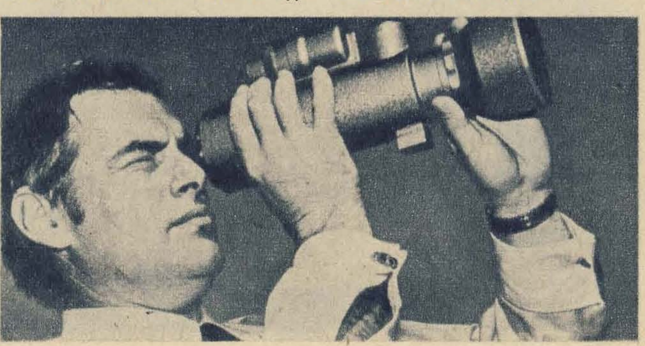


## „Vierlinge" im Erdkampf

Bei der Übung „Schild 72" setzte die Tschechoslowakische Volksarmee Vierlings-Fla-SFL auch zur Bekämpfung von Erdzielen ein. Die hohe Schußfolge und Treffgenauigkeit dieser Waffe sowjetischer Konstruktion machen sie zu einem universellen Kampfmittel.

## Nachtsichtgerät Lolite

Die Pilkington Perkin-Elmer-Werke (England) haben eine Reihe von Nachtsichtgeräten entwickelt, die laut Firmenangabe für den militärischen, polizeilichen und Seeüberwachungsbereich von Bedeutung sind. Eines dieser Geräte ist der mittlere Typ Lolite, der folgende technische Daten aufweist: Blende f 0,74; Gesichtsfeld 20 Grad; Gesamtvergrößerung x 1,5; Auflösung 0,7 Millirad. Das Lolite wird als Überwachungs-Nachtsichtgerät für Entfernungen von mehreren Kilometern ausgewiesen. Es verstärkt das einfallende natürliche Licht etwa 50 000mal.



Fortsetzung von Seite 20

# Die Reichelts gehen den Berg an

ger, war deshalb langsamer mit der Arbeit. Reichelt genügte es, als die Norm erfüllt war. Sie waren vor der Gruppe Horn fertig, außerdem waren die diensthabenden Waffen zu besetzen, die halbe Nacht war vorbei, und jedem blieben nur noch einige Minuten Ruhe. Die Gruppe Horn aber baute weiter, auch über die Norm hinaus. Sie errichtete einen Gruppenbunker, baute die Gräben tiefer, war so besser für die Abwehr eines gegnerischen Angriffes gerüstet. Der Kompaniechef schätzte ein, daß sie der Gruppe Reichelt um eine Nasenlänge voraus war.
Nie lagen die beiden Gruppen weit auseinander bei den Wettbewerbsabrechnungen. Und für beide war es jedesmal aufregend, wenn an der Wettbewerbstafel der neueste Stand veröffentlicht wurde. Sie begriffen deshalb auch nicht, daß Hauptmann Silber, der Kommandeur, die Tafel eines Tages entfernen ließ. Das Kräftemessen mit dem gleichstarken Partner verlor damit an Reiz.

XXX

Spinde an den Wänden, Tisch in der Mitte, Bettgestelle übereinander, drei große Fenster, dürftig von Gardinen umrahmt, Bohnerwachsgeruch – die Gruppenstube. Sie hockten um den Tisch herum, einige standen. Reichelt, der Unteroffizier, saß etwas in die Ecke geklemmt.
In den nächsten Tagen sollte die Kompanie bei Nacht einen Angriff aus der Bewegung führen, einen Gegenangriff abwehren und dann selbst zur Verteidigung übergehen. Das würde die taktische Lage sein für das Gefechtsschießen bei Nacht. Die Gruppe Reichelt würde dabei eine bestimmte Anzahl Scheiben verschiedener Art in einer der taktischen Lage entsprechenden Reihenfolge zu bekämpfen haben. In der Finsternis, während sie läuft, springt und sich hinwirft.
Sachlich und knapp hatte der Unteroffizier seine ersten Gedanken dargelegt, wie die Gruppe am zweckmäßigsten handeln solle. Ich erwartete eine heftige Debatte. Doch ich sollte mich geirrt haben. Auch mein nächster Gedanke, sie würden nun, da die Umstände für sie in den letzten Wochen nicht mehr so rosig waren, alles an sich herankommen lassen, erwies sich als falsch. Im Gegenteil, zusammen mit dem Gruppenführer knobelten sie Varianten ihres Verhaltens während des Schießens aus. Bis sich Kästner zu Wort meldete: „Wir sollten wieder eine Verpflichtung schreiben."
Dazu Genosse Reichelt: „Ihr wißt, wo wir momentan stehen. Dieser Tage sahen wir alt aus beim Gefechtsexerzieren."
Da hakte Kästner sofort ein: „Wir stehen an der Spitze. Wollen wir da wirklich nicht so'n Ding aufsetzen, zum Wettstreit aufrufen? Den Zug? Die Kompanie?"
Genosse Löwa drängelte ums Wort: „Wie ich hörte, trägt sich Horn mit dem gleichen Gedanken. Ich bin dafür."
Der Panzerbüchsenschütze Schmiedl erkundigte sich beim Gruppenführer nochmal nach den Umständen des Schießens bei Nacht. Der fixe Bursche rechnete sich wohl schon seine Chancen aus. Jedenfalls versicherte auch er, alles zu tun, damit sie gut abschneiden würden. Die Genossen Holländer, Wollin und Nicke waren ebenfalls dafür.
Der Gruppenführer resümierte, auch er sei dafür, und er fügte hinzu: „Sollte die Gruppe Horn trotzdem besser sein, hätte eigentlich keiner etwas verloren."
An den Gesichtern sah ich, daß dieser Gedanke den Genossen nicht besonders angenehm war. Reichelt konnte seine Zufriedenheit nicht verbergen, als er Kästner beauftragte:
„Setz das Ding auf und laß alle unterschreiben!"
Heftig wurde die Debatte am Tisch erst danach, als sie die neuesten Fußballergebnisse diskutierten; denn es war Montag . . .

XXX

Tags darauf las ich zwei Verpflichtungen, die der Gruppe Reichelt und die der Gruppe Horn. Beide hatten das gleiche Gewicht. Aber die Gruppe Horn konnte nur noch auf die Herausforderung der Gruppe Reichelt antworten. Die Reichelts waren erneut die ersten. Ob sie es bleiben werden? Sie hatten bisher keine Mühe gescheut. Nun gehen sie wieder den Berg an. Daß ihnen dabei nicht die Puste ausgeht, liegt nicht nur an ihnen allein. . .

XXX

PS: Im Frühjahr 1970 wählten die Bürger von Olbernhau im Erzgebirge den Agrotechniker Harald Reichelt als Abgeordneten in den Kreistag Marienberg. Das Kreisparlament beauftragte ihn mit der Arbeit in der Kommission für Jugendfragen, Körperkultur und Sport. Seit Herbst 1970 versieht Genosse Reichelt seinen Ehrendienst bei der Nationalen Volksarmee. Alle Genossen, die ihn kennen, Soldaten und Kommandeure, bestätigen, daß Unteroffizier Reichelt auch während seiner Dienstzeit den Wählerauftrag erfüllt. Mit Erfolg sorgt er dafür, daß die gesellschaftliche Kraft der Jugend zu voller Wirkung gelangt.



## Kommandeurswechsel in Katar

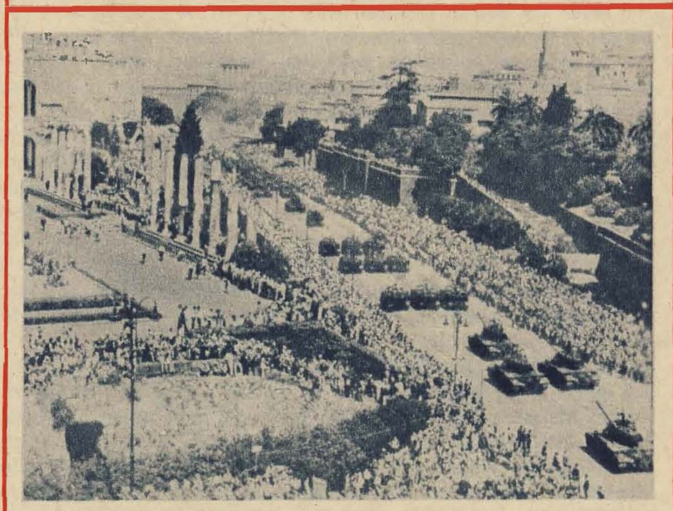
*Eine „Arabisierung der Streitkräfte, der Polizei und Verwaltung" verkündete der im Februar 1972 mittels eines unblutigen Staatsstreiches an die Macht gelangte Emir von Katar, Scheich Chalifa bin Hamad Al Thani. Damit entsprach er u. a. den Interessen der einheimischen Offiziere, die damit unzufrieden waren, daß die aus einem Wachregiment, einem Infanterieregiment und einer Hubschraubereinheit bestehende Armee von Engländern kommandiert wurde. Diese hatten zwar die Staatsbürgerschaft des Emirats angenommen, erhielten jedoch ein zwei- bis dreimal so hohes Gehalt wie die einheimischen Offiziere. Zudem hatte der britische Polizeichef, der zum Islam übergetreten war, großen Einfluß auf den früheren Emir. Einer der ersten Schritte Scheich Chalifas nach seiner Machtübernahme war deshalb die Absetzung aller britischen Offiziere.*




*Fotos aus dem Alltag der Nationalen Volksarmee gelangten – überbracht von einer Journalistendelegation – zu den Befreiungsstreitkräften von Guinea-Bissau und fanden dort großes Interesse. Seit über einem Jahrzehnt kämpfen die bewaffneten Einheiten der Afrikanischen Unabhängigkeitspartei von Guinea-Bissau und den Kapverdischen Inseln (PAIGC) gegen das portugiesische Kolonialregime und entrissen ihm drei Viertel des Territoriums ihrer Heimat. Wie die Sowjetunion und andere sozialistische Staaten leistet auch die DDR dem kämpfenden Volk Guinea-Bissaus brüderliche Hilfe, vor allem beim*



*Aufbau des Gesundheits- und des Bildungswesens.*



*Vorbei am Kolosseum und am Forum Romanum (links) defilieren Einheiten der italienischen Armee – vorbei auch an einem nahezu kriegsstarken Regiment von Generalen und Admiralen. Auf je 250 Soldaten der 295000 Mann starken Landstreitkräfte kommt nämlich im Durchschnitt ein General. Bei den Luftstreitkräften (73000 Mann und 425 Maschinen) dürfen sich sogar je zwei Flugzeugbesatzungen einen General „teilen". In der Flotte (45000 Marineangehörige) entfallen auf jedes der 350 Schiffe anderthalb Admirale.*

## Aus unserem Jahrestagskalender

*1. März: Tag der Nationalen Volksarmee (gegr. 1956)*
*8. März: 10. Jahrestag des Beginns der demokratischen Revolution in der Syrischen Arabischen Republik*
*14. März: 90. Todestag von Karl Marx, Mitbegründer des wissenschaftlichen Sozialismus*
*18. März: Tag der Mongolischen Volksarmee (gegr. 1921)*
*27. März: Tag der Burmanischen Volksarmee (Sieg über die japanischen Okkupanten im Jahre 1945)*

## Kraftprobe vor der Küste




*Einheiten der ekuadorianischen Kriegsmarine sollen künftig im Bereich der Galápagosinseln verhindern, daß amerikanische Piratenfischer weiterhin in die Hoheitsgewässer eindringen. Wie bekannt wurde, waren bereits 1971 über 60 amerikanische Fischereifahrzeuge innerhalb der Seegrenzen Ekuadors aufgebracht und mit insgesamt 2,93 Millionen Dollar Strafe belegt worden. Wegen ständiger Nichtachtung seiner maritimen Rechte durch die USA hatte Ekuador auch die Teilnahme an den jährlich stattfindenden gemeinsamen Flottenmanövern abgesagt (1972: „Unitas XIII"). Washington sperrte daraufhin zeitweilig seine „Militärhilfe"; worauf Ekuador wiederum die 25köpfige USA-Militärmission in der Hauptstadt Quito des Landes verwies. Die zu Ekuador gehörenden Galápagosinseln („Schildkröteninseln" mit rd. 3500 Einwohnern) sind 1120 Kilometer von der südamerikanischen Küste entfernt. Im zweiten Weltkrieg unterhielten die USA dort einen Luft- und einen Seestützpunkt.*

## Bürgerkriegsvorbereitungen

*Nach Schätzungen eines Untersuchungsausschusses des amerikanischen Senats hat der Geheimdienst der US-Army die politische Tätigkeit von zeitweise mindestens 100000 Zivilisten überwachen lassen und darüber fortlaufend Akten angelegt. Die veröffentlichte Analyse des keineswegs fortschrittlicher Ideen verdächtigen Untersuchungsausschusses über Fragen der verfassungsmäßigen Rechte kommt zu dem Schluß, daß der Inhalt der von ihm geprüften Akten selbst weit über das hinausgehe, was die Armee „legitimerweise" interessieren könne, um ihre „Rolle bei der Niederschlagung möglicher ziviler Unruhen" zu erfüllen.*

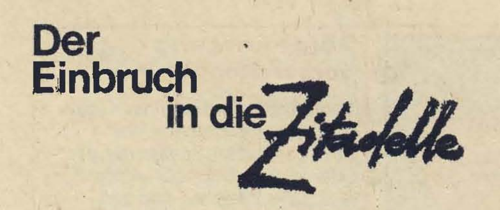
## Dum-Dum als Notlösung

*Nach Mitteilung des niederländischen Verkehrsministeriums werden die Sicherheitsbeamten der Luftfahrtgesellschaft KLM mit Dum-Dum-Munition für ihre Dienstpistolen ausgestattet. Hierbei handelt es sich um Geschosse mit abgeplatteter Spitze, die schwere Verletzungen im menschlichen Körper hervorrufen. Laut Genfer Konvention ist deshalb ihre Anwendung im Kriege verboten. Da sie jedoch andererseits eine so geringe Durchschlagskraft besitzen, daß sie beim Aufprall auf die Kabinenwandung keine Schäden hervorrufen, die die Sicherheit des Flugzeuges gefährden würden, entschlossen sich die Niederlande zu der erwähnten Maßnahme. Ein Staatssekretär im Verkehrsministerium wies in diesem Zusammenhang darauf hin, daß auch die Sicherheitskräfte der Schweizer „Swissair" mit dieser Munition ausgerüstet sind.*



*Zunehmende Unruhe verbreitet sich, laut Berichten der argentinischen Zeitung „Clarin", in den bolivianischen Streitkräften. Anlaß dazu sei vor allem der von der Regierung Banzer gefaßte Entschluß, dem amerikanischen Konzern Matilde Corp. 16 Millionen Dollar für die Erzminen zu bezahlen, die 1971 unter der damaligen Regierung Torrez nationalisiert worden waren. Drei Monate nach der Nationalisierung wurde Präsident Torrez gestürzt. Wie die Zeitung schreibt, wenden sich u. a. zahlreiche nationalgesinnte Offiziere gegen den Entschädigungsbeschluß. Unser Bild zeigt den ehemaligen Stab des bolivianischen „Colorado-Regimentes", das sich auf die Seite der Regierung Torrez gestellt hatte. Zweiter von links (stehend): Major Rubén Sánchez, damaliger Kommandeur und heutiger Führer der „Antiimperialistischen Revolutionären Front" (FRA).*

# Der Einbruch in die Zitadelle



*Fortsetzung von Seite 60*

ein kräftiges Mädel wie Wanda eine allzu schwere Last war. Aber das todbringende Gepäck mußte trotzdem gerade von ihr durch die ganze Stadt getragen werden. Das war die nach außen hin unverfänglichste Lösung. Entschlossen ging Wanda, den Ledergriff des Koffers fest in der schwitzenden Hand, zur Tür. Draußen im Freien mußte sie blinzeln, das grelle Sonnenlicht blendete sie. Für einen Augenblick kam es ihr sogar vor, als könnten die Sonnenstrahlen den Sperrholzkoffer durchleuchten und den geheimnisvollen Inhalt vor der ganzen Stadt ausbreiten. Aber sie ging weiter, behielt den Koffer so lange in der einen Hand, bis er ihr herunter zu fallen drohte. Dabei gab sie sich alle Mühe, so zu tun, als trüge sie einen gewöhnlichen Koffer, der nicht weiter schwer ist. Wanda wußte, daß vor und hinter ihr, ja daß sogar in den Seitenstraßen ihr unbekannte bewaffnete Männer gingen, Genossen, die bereit waren, sie und ihre Last bei Gefahr zu schützen. Plötzlich ertönte eine Männerstimme neben ihr, die ihr schier wie ein Stoß vor die Brust vorkam: „Darf ich das Fräulein um eine Gefälligkeit bitten?"

Vor Wanda stand ein deutscher Hauptmann. Unter dem tief in die Stirn gezogenen Mützenschild schauten sie helle Augen fest an. Vor Schreck wurde ihr der Mund trocken, doch sie quälte sich ein Lächeln ab. Da fragte der Offizier auch schon nach dem Weg in die Dlugastraße. Wanda erklärte es ihm. Nach flüchtigem Dank schritt der Hauptmann vor ihr her. Das Mädchen atmete erleichtert auf. Das war Wanda Pilipszuks erste und letzte Begegnung mit Nikolai Iwanowitsch Kusnezow, der auftragsgemäß nach Sdolbunowo gefahren war, um Wanda für alle Fälle aus der Patsche zu helfen, wenn das Unternehmen über die Kräfte und Möglichkeiten der Partisanen ging. Dazu trug er in seinem Wehrmachtsrock eine sichere und wirksame Waffe – ein ovales Metallschild, das ihn als Mitarbeiter der Gestapo mit Sondervollmacht auswies.

Der Koffer mit dem Sprengstoff gelangte wohlbehalten an seinen Bestimmungsort. Hier kam er in die geschickten Hände von Gnidjuk und Georg Shukotinski, die die Mine schärften und dann an Genek Jasniewski übergaben. Dieser reichte sie am nächsten Morgen weiter an Michael Chodakowski. Trotz einiger Befürchtungen hielt Chodakowski sein Versprechen. Am 12. August 1943 um zwei Uhr mittags, als der lange Zug über die Gorin fuhr, warf er den Koffer auf die Gleise. Die Detonation folgte nach wenigen Minuten. Ein Brückenpfeiler zerbarst. Die letzten Waggons stürzten dröhnend in den Fluß – zusammen mit Offizieren und Soldaten, mit Panzern und Geschützen, die man eiligst an die Ostfront gebracht hatte.

Zwei Wochen lang hievten die Faschisten die Brückentrümmer und Waggonteile aus dem Fluß. Zuerst nahmen Gestapo und Sicherheitsdienst an, die Diversion wäre von Soldaten der Brückenwache ausgeführt worden, weil diese nach der Detonation in die umliegenden Dörfer geflohen waren.

Sie wurden wieder eingefangen und an Ort und Stelle erschossen. Aber dann stieß man auf die richtige Spur. Michail Chodakowski war bei der Detonation verletzt worden und ins Lazarett gekommen. Dort bewirtete man ihn mit Wodka, und er plauderte aus, daß die Sprengung sein Werk gewesen sei. Die Faschisten suchten fieberhaft nach den Mitverschworenen, doch wir hatten alle, die es anging, bereits in den Wald gebracht...

Sehr verschieden gestaltete sich das Schicksal der Menschen, die am Vordringen in die „Zitadelle", wie Hitler seine Vorbereitungsarbeit für die Großangriffe im Raum Kursk–Belgorod nannte, teilgenommen haben.

Der Kundschafter Nikolái Kusnezow ist den Heldentod gestorben. Er wurde posthum als „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet. Nikolai Akimowitsch Gnidjuk war lange Jahre in Sokalsk erster Kreissekretär der KP der Ukraine. Jetzt ist er stellvertretender Vorsitzender des Exekutivkomitees für Lwow-Land. Wanda Pilipszuk lebt in Moskau, ihr Bruder Wladek, ihre Schwester Maria und der Schwager Georg Shukotinski sind nach Kriegsende in die Volksrepublik Polen zurückgekehrt. Die meisten Mitglieder der Widerstandsgruppe von Sdolbunowo leben und arbeiten auch jetzt noch in ihrer Heimatstadt. Awrami Iwanow hat den freudigen Tag der Befreiung nicht mehr erlebt. Ende 1943 wurde seine ärmliche Behausung von Gendarmen und Feldpolizisten umzingelt. Lange wehrte sich Iwanow und schoß einige seiner Verfolger nieder. Schwer verwundet versuchte er sich mit der letzten Kugel selbst ein Ende zu machen. Er wurde blutend in ein Lastauto geworfen und zur Gestapo gebracht. Dort mußte er noch die schwersten Folterungen ertragen, aber er blieb standhaft und sagte kein Wort. Lydia Lissowska und Maria Mikota, die großartigen Kundschafterinnen, kamen nach der Befreiung Lwows durch die Hand gemeiner faschistischer Mörder ums Leben. So konnten sie die ihnen zugedachten Orden des Großen Vaterländischen Krieges nicht mehr in Empfang nehmen.

*Aus dem Russischen von Sigrid Fischer*



# Scharfe

**Ein nicht alltägliches Gefechtsschießen erlebte Oberst Andrej Lostschilow, Mitarbeiter unserer sowjetischen Bruderzeitschrift „Starschina Sergeant“, bei einem in hohem Maße gefechtsnahen Ortskampf.**



Im Prinzip war es genau so, wie es Nikolai und seine Genossen schon oft geübt hatten: Handgranaten waren soeben durch die leeren Fensterhöhlen des „gegnerischen" Hauses geflogen; und nun galt es, mit schußbereiter Waffe hinterher zu springen. Dennoch zögerte Soldat Nikolai Kondratenko für Bruchteile einer Sekunde. Bisher hatte die Gruppe diese Gefechtsphase mit Übungshandgranaten und Platzpatronen trainiert. Heute aber war scharfe Munition ausgegeben worden.

Dumpf grollte der Detonationslärm durch das Gemäuer. Nikolai Kondratenko gab sich einen Ruck, sprang aus der Deckung zu einem der Fenster, schwang sich über die Brüstung. Irgendwer hatte ihm mal gesagt, man müsse die Detonationen zählen, um zu wissen, ob auch alle Handgranaten losgegangen seien. Theorie, dachte Nikolai. Er hatte aus dem Geknalle nur einige wenige Schläge herausgehört. Dazu hämmerte ihm vor Aufregung das Blut in den Ohren.

Mit einem Blick überflog er den vor ihm liegenden Raum. Schießscheiben standen an den Wänden, bis auf eine von Granatsplittern zersiebt. Der Soldat riß seine Maschinenpistole hoch und feuerte, noch aus der Bewegung heraus, auf das verbliebene Ziel.

Da krachte es noch einmal.





Nikolai ließ vor Schreck fast die Waffe fallen und schloß die Augen. Also doch eine zu spät losgegangen, fuhr es ihm angstvoll durch den Sinn. Aber er verspürte weder Druckwelle noch Schmerz und begriff schließlich: Der Knall war aus dem Nebenraum gekommen. Übrigens hatte es sich dabei keineswegs um eine verspätet detonierte Handgranate gehandelt, sondern um eine Druckminenimitation, um einen ganz simplen Knallkörper. Er hatte

gezündet, als der Genosse Jewgeni Kogtew unvorsichtigerweise auf die durch diese „Mine" gesicherte Fensterbrüstung gestiegen war. In diesem Fall war es bei dem Knall geblieben. Im Gefecht freilich...

Der leitende Offizier nahm Kogtew zur Seite. Für diese Übung ausgefallen!

Während sich das alles innerhalb weniger Sekunden im Erdgeschoß des Hauses abspielte, tobte gleichzeitig der Kampf um die obere Etage. Auch dort hinauf waren scharfe Handgranaten geworfen worden. Nun mühten sich die Soldaten, rasch die Höhe zu erklimmen. Einige lehnten Sturmleitern, mit denen sie sich während des bisherigen Angriffs tüchtig abgeschleppt hatten, an das Mauerwerk. Die Soldaten Turtschenko und Schadrin schleuderten ihre „Katzen" in je eine der Fensteröffnungen. Solche „Katzen" sind an Seilen befestigte, ankerähnliche Haken, die sich in Mauerritzen oder hinter Vorsprüngen „festkrallen".

Ein prüfender Ruck am Seil: Die Haken saßen hinreichend fest. Behende zogen sich die beiden Soldaten empor und verschwanden unter dem Feuerschutz ihrer Genossen im oberen Stockwerk. Leicht, fast spielerisch sah das aus; bei Turtschenko hätte man sogar sagen können: elegant. Er war schon vor seiner Dienstzeit ein guter Kletterer gewesen, körperlich trainiert und gewandt. Anatoli Schadrin dagegen hatte ein derartiger „Alpinismus" zunächst überhaupt nicht gelegen. Viele Schweißtropfen und manchen Muskelkater hatte es gekostet, bis Unteroffizier Kanderkin, der Gruppenführer, und auch er selbst mit seinen Kletterkünsten zufrieden waren. Jetzt machte er bereits manch anderem etwas vor.

Freilich gab es noch weitere Könner. Zu ihnen zählten die Soldaten Choshailow und Melenko, zwei der besten Sportler in der ganzen Kompanie. Sie hatten bei dieser Übung weder Sturmleiter noch „Katze". Choshailow lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und ging leicht in die Hocke. Melenko stieg ihm über den Oberschenkel auf die Schultern, klammerte sich an die Fensterbrüstung und schwang sich mit einem Ruck hinauf. Zwei-, dreimal bellte seine Maschinenpistole los; dann erschien er wieder in der



Fensteröffnung und zog seinen Gefährten hinauf. Acht Sekunden dauerte das alles in allem – ein Rekord, der von den anderen, die es auf gleiche Weise versuchten, an diesem Tage nicht gebrochen wurde. Übrigens gab es auch hier eine sehr gefechtsnahe Einlage. Brandmittel flammten auf; und es war dem einen oder anderen Soldaten gar nicht wohl zumute, wenn er in die Nähe des sengenden Feuers kam oder durch den beißenden Qualm mitten hindurch mußte. Doch dann bestätigte sich ihnen in der Praxis die Erkenntnis, daß ein solches Hindernis um so ungefährlicher ist, je schneller man es passiert.

Die „Ortschaft", in der dieser Kampf tobte, trägt keinen Namen, und sie ist auch auf keiner Karte zu finden. Ihre „Häuser" wuchsen nie aus dem Rohbaustadium heraus; sie wurden nie bezogen. Dafür aber lassen sich in dieser klug erdachten Ausbildungsstätte die vielfältigsten Gefechtssituationen, wie sie sich im Ortskampf ergeben können, real darstellen. Straßensperren sind zu überwinden, Feuernester in Kellern oder auf Dachböden auszuhe-





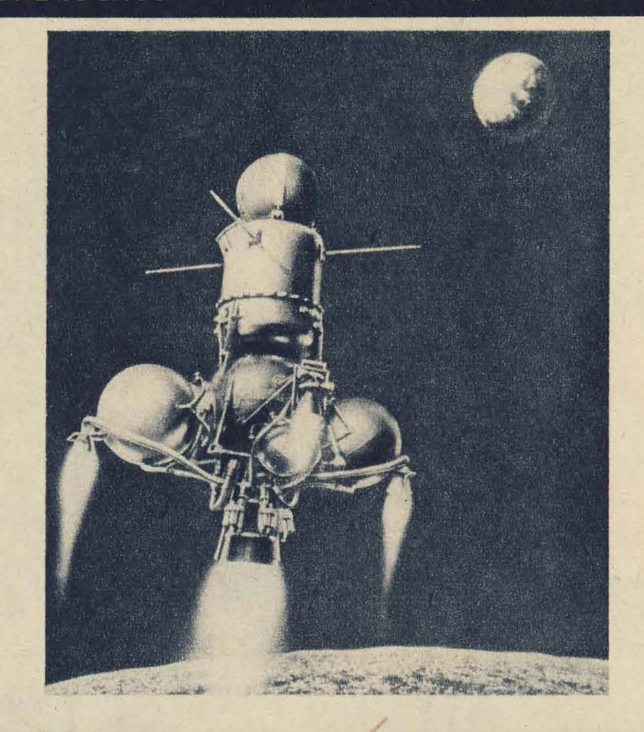
ben, Ziele im Labyrinth der Kanalisation zu bekämpfen. Mut, Entschlußkraft, Kollektivgeist, Erfindungsgabe, richtiges taktisches Verhalten, Ausdauer, körperliche Leistungsfähigkeit – all das wird dem Soldaten hier abverlangt. Nur eines unterscheidet diese Ausbildung noch vom tatsächlichen Gefecht: Es wird nicht zurückgeschossen. Dafür freilich registrieren die Lehroffiziere jeden Fehler. Ebenso sorgfältig, wie sie darüber wachen, daß alle Sicherheitsvorkehrungen zur Verhütung von Unfällen eingehalten werden.

In einem der Gebäude fehlt tückischerweise jeder Zugang zum oberen Stockwerk. Feldwebel Tschekalow, ein noch junger Zugführer, holte Pioniere heran. Ein Loch wurde in die Decke gesprengt. Und während noch der Soldat Jaruschok im Nebenraum „gegnerische Ziele" mit Handgranaten bekämpfte, arbeitete sich Soldat Romanjuk unter dem Feuerschutz des Feldwebels an den Durchbruch heran. Über einen Geröllhaufen gelangte er bis dicht unter die Decke. Einen Augenblick zögerte er, dann nahm er seinen Stahlhelm ab und hob ihn auf einem Stock vorsichtig durch das Loch.

„Gegnerisches Feuer!" schrie der Schiedsrichter und vermerkte dann erläuternd: „Wäre der Genosse ohne solche Vorsicht nach oben geklettert, hätte ich ihn ‚ausfallen' lassen müssen."

Inzwischen hatte Romanjuk eine Handgranate durch das Loch geschleudert, sprang hinterher und schoß auf die Scheiben. Eilends folgten ihm seine Genossen. Minuten später hatten sie das Haus „erobert" und wandten sich den nächsten Zielen zu.

## Luna 16 und 20 (UdSSR)



Technische Daten:

| | |
|---|---|
| Verwendung | Mondsonde |
| Basisdurchmesser des Abstiegsteils | 5,1 m |
| Gesamthöhe | 4,95 m |
| Landemasse | 1880 kg |
| Flugdauer zum Mond | 106 h |
| Dauer der Mondumkreisungen | 98 h |
| Arbeitsdauer auf dem Mond | 26,5 h |
| Rückflugdauer | 70 h |
| erster Start | 12.9.1970 |

Diese sowjetischen Mondflugkörper dienen der vollautomatischen Entnahme von Mondbodenproben und deren Transport zur Erde. Zu diesem Zweck wurden sie zweiteilig ausgelegt: Das Abstiegsteil läßt die weiche Landung auf der Mondoberfläche zu; es enthält das Bohrgestänge. Das Aufstiegsteil mit der Landekapsel, die die Mondbodenprobe aufnimmt, wird zum Rückflug vom Abstiegsteil aus gestartet. Die Landung der Kapsel auf der Erde erfolgt mit Fallschirmen.



## Maschinenkanone 20 Rh 202 (BRD)





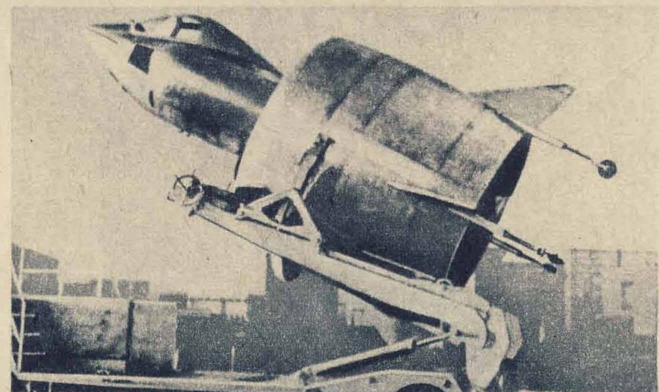
Taktisch-technische Daten:

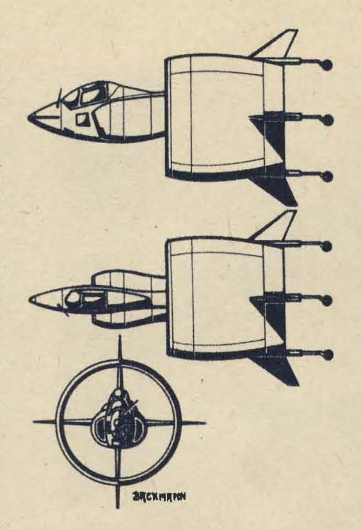
| | |
|---|---|
| Kaliber | 20 mm |
| Feuergeschwindigkeit | ≈ 1000 Schuß/min |
| Masse der Lafette | 90 kg |
| Masse der Waffe | 85 kg |
| Masse des Magazins mit 50 Schuß | 17 kg |
| Masse d. Patrone | 310 bis 317 g |
| Richtbereich Seite | 360° |
| Richtbereich Höhe | –15° bis +65° |
| Länge der Waffe | 2350 mm |
| Länge der Lafette | 1500 mm |
| Breite der Lafette | 1750 mm |
| Bedienung | 1 Mann |

Die 20-mm-Maschinenkanone wird entweder auf einer leichten Feldlafette oder auf dem Luftlandefahrzeug KRAKA (Kraftkarren) gegen Erd- und Luftziele eingesetzt. Die Waffe ist leicht transportier- und bedienbar, kann ohne Werkzeug in Traglasten zerlegt werden, was für den Einsatz bei den Gebirgs- und Fallschirmjägern vorteilhaft ist. Beim Einsatz gegen Tiefflieger wird frei gerichtet und durch ein einfaches Fla-Visier visiert.



## SNECMA C450 „Coleopter" (Frankreich)





Taktisch-technische Daten:

| | |
|---|---|
| Durchmesser des Ringflügels | 3,20 m |
| Länge | 8,04 m |
| Startmasse | 3000 kg |
| Geschwindigkeit | 800 km/h |
| Steigleistung | 130 m/s |
| Flugdauer | 25 min |
| Triebwerk | 1 Turbine Atar E 5V, 3700 kp Schub |
| Besatzung | 1 Mann |

Das senkrecht startende Ringflügelflugzeug sollte eine neue Etappe in der Luftfahrt einleiten und Ausgangsmuster neuer Kurzstart-Flugzeuge sein. Jedoch wurde die in mehreren Ländern vorangetriebene Entwicklungsrichtung abgebrochen, nachdem die Kompliziertheit und Unwirtschaftlichkeit nachgewiesen war. Der Erstflug des „Coleopter" fand im Mai 1959 statt. Das Flugzeug ging im Juli des gleichen Jahres bei der Landung zu Bruch.

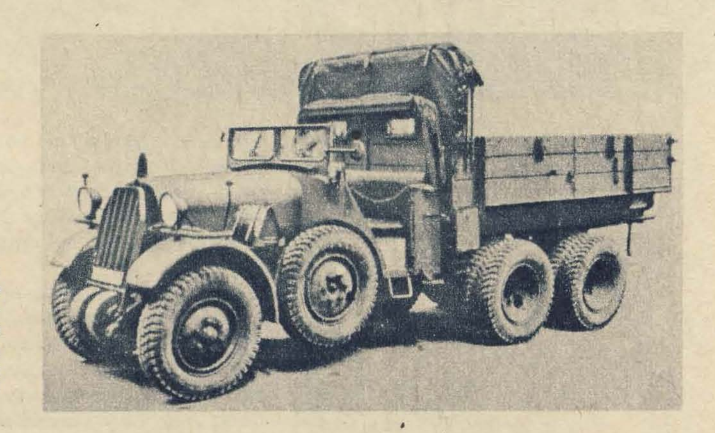


## LKW Austro-Daimler Typ ADGR (Österreich)

Taktisch-technische Daten:

| | |
|---|---|
| Masse | 4420 kg |
| Länge | 6500 mm |
| Breite | 2135 mm |
| Höhe | 2230 mm |
| Höchstgeschwindigkeit | 70 km/h |
| Fahrbereich | |
| – Straße | 480 km |
| – Gelände | 360 km |
| Nutzlast | 3000 kp |
| Anhängelast | 4000 kp |
| Bodenfreiheit | 280 mm |
| Watfähigkeit | 1000 mm |
| Motor | 6-Zyl.-4-Takt-Otto, Austro-Daimler 640, 72 PS |
| Antriebsformel | 6 × 4 |

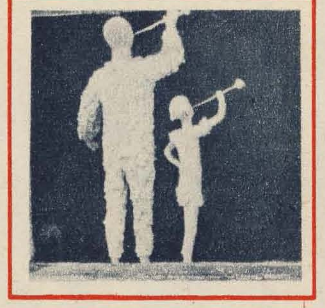
Der geländegängige LKW ADGR wurde von 1936 bis 1940 bei Steyr in einer Stückzahl von 361 Fahrzeugen produziert. Eingesetzt war der Wagen in der österreichischen Armee; nach der Okkupation Österreichs 1938 in der faschistischen Wehrmacht und in der rumänischen Armee.



# Lebendiger Gips

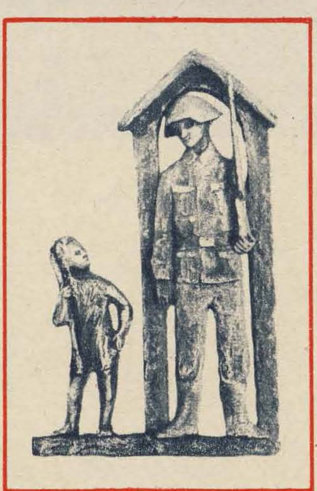


*Von Zeit zu Zeit hält ein LKW in der Berliner Bausdorfstraße Nr. 3. Weißgepuderte Männer schleppen mehrere Säcke Gips in ein kleines Haus mit großen Fenstern.*
*Hier arbeitet die Bildhauerin Johanna Jura. Der beachtliche Stapel grauer Gipssäcke verwandelt sich bald in Figuren, Ornamente und Reliefs. Wer denkt dann noch angesichts vieler Kleinplastiken an die Struktur des Gipses mit der chemischen Formel $CaSO_4 \cdot 2H_2O$? Eine Kunstausstellung auf kleinem Raum. Überall gibt es Interessantes zu sehen: Ein eng umschlungenes Liebespaar, Kinderporträts, eine große Tür mit Reliefdarstellungen der Freuden des Lebens, Soldaten bei einer Vereidigung.*
*Mitten im Raum steht ein großer Plastbottich. Darin ist die Modellmasse, der Ton, auf-*









*bewahrt. Man sieht noch die Formen einer weiblichen Figur, schon etwas zerdrückt – unwichtig geworden. Vielleicht formt Johanna Jura daraus schon morgen einen Soldaten, der behaglich aus einer Feldflasche trinkt. Bildhauer ist ein Beruf, wo mit zarten und kräftigen Händen zugleich gearbeitet werden muß. Unser Besuch im Atelier war nicht überraschend. Wir hatten uns vorsorglich an-*







*gemeldet, denn Johanna Jura ist eine vielbeschäftigte Künstlerin. Mehrere gesellschaftliche Funktionen, Nationale Front, ständige Kommission Kunst, Verband Bildender Künstler, fordern Zeit. Johanna Jura ist zurückhaltend und bescheiden. Sie redet nicht gerne über sich. So kam auch gleich die Frage: „Warum wollen Sie über mich schreiben? Es reicht doch, wenn ich meinen Standpunkt*

*mit meinen Plastiken der Öffentlichkeit mitteile." Wir kamen dann aber doch noch ins Gespräch. Hin und wieder bat Frau Jura, ich solle dieses oder jenes persönliche Detail nicht erwähnen. . . Es gibt Dinge, an die man sich nicht gern erinnert – verständlich.*
*Ihr Studium begann Johanna Jura bereits in der Zeit des*





*Faschismus. Ab und an wurde auch einem talentierten Arbeiterkind die Möglichkeit zum Studium gegeben, allerdings mit dem Ziel, die Naziideologie auf ein Podest zu setzen. Doch Johanna Jura war wohl nicht das geeignete Objekt. Noch vor dem Abschluß des Studiums wurde sie bis 1945 in ein Kohlebergwerk dienstverpflichtet.*
*Der Weg für unsere Republik wurde geebnet und damit erhielt auch der künstlerische Weg der Johanna Jura einen völlig neuen Inhalt. Kunsthochschule Burg Giebichenstein, dann 1949 erster Lehrauftrag an der Martin-Luther-Universität.*
*Eines hat Johanna Jura bisher immer sorgsam bewahrt: Liebe zu den Menschen und einen feinen Humor, der in vielen ihrer Arbeiten deutlich wird. Kindermotive, Reliefs mit*





*Märchenfiguren für Kindergärten, machten ihr Freude und füllten sie aus. Kollegen rieten ihr: „Mach doch mal etwas anderes, du legst dich sonst zu sehr fest." Sie dachte auch schon daran, sich neue Lebensbereiche zu erschließen. Vom Bezirksverband Bildender Künstler kam die Anregung, sie möge sich doch mal bei den Soldaten umsehen. Mit diesem Gedanken wurde sie auch bald familiär konfrontiert. Heinz, ihr Sohn, wurde gemustert. Er studierte daraufhin das Handbuch „Grundwissen des Soldaten", beschäftigte sich mit der „Armee-Rundschau" und der „Volksarmee". Johanna Jura blickte ihm neugierig über die Schulter.*

*Wie leben unsere Jungs in Uniform? Mit dieser Frage machte sie sich eines Tages auf den Weg zu einer nahegelegenen Kaserne. Der Posten fühlte sich bei ihrem Anliegen anscheinend überfordert, denn er brachte es nicht zuwege, daß sich für die Künstlerin das Kasernentor öffnete. Sei es wie es sei, vielleicht waren an diesem Tag wirklich keine verantwortlichen Genossen anzutreffen. Es muß eben alles seine Ordnung haben. So blieb Johanna Jura zunächst Zaungast bei der Armee und das im wahrsten Sinne des Wortes. Durch den Maschendrahtzaun bewußter Kaserne konnte sie Soldaten beobachten, bei der Arbeit, beim Schachspielen im Freien und mit welcher Begeisterung sie einem Ball nachlaufen. Der Zufall kam ihr zu Hilfe, um noch mehr zu sehen. Eines Tages beim Pilzesuchen gewahrte sie einen Zug der NVA bei der Gefechtsausbildung. „Ich hatte ein wenig Angst, man würde mich wegjagen. Verbotsschilder bemerkte ich keine, also schaute ich zu." Sicherlich ist diese Beziehung Künstler und Armee etwas ungewöhnlich. Vielleicht läßt sie sich künftig fester knüpfen.*

*Die Kleinplastiken mit Soldatenmotiven, die danach entstanden, wirken vertraut und sympathisch. In allen Darstellungen äußert sich ein verschmitzter Humor, aber man findet auch Wärme, die auf den Betrachter übergeht wie zum Beispiel der Mundharmonikaspielende Soldat mit dem Kind auf dem Schoß. Eine sehr innige Beziehung, die doch auch für einen Uniformierten so normal und selbstverständlich ist. Die Kleinplastiken von Johanna Jura beschäftigen sich mit dem, was am Rande des Armeelebens passiert. Es sind Menschendarstellungen, die Liebe zu den Soldaten verraten.*

*Johanna Jura verzichtet dabei völlig auf Pathos. „Das läßt sich, glaube ich, mit der Kleinplastik auch nicht machen. Inzwischen habe ich einen richtigen ‚Soldatenblick' bekommen. Ob in der S-Bahn oder auf der Straße, ich schau mir heute unsere Armeeangehörigen genauer an. Früher sah ich nur die Uniform im Vordergrund. Sie machte alle gleich. Blickt man jedoch genauer hin, dann entdeckt man einen Lebensbereich, der viel von den Jungs in Uniform fordert – ja ihnen mitunter auch ein neues Gesicht gibt!"*

*Während der Bezirkskunstausstellung in Berlin war eine Kleinplastik „Haare schneiden" zu sehen. Es gab einige gegenständliche Kritiken, beispielsweise der Soldat würde sein Gewehr nicht mit zum Haareschneiden nehmen. Frage von Johanna Jura: „Wo soll er aber bei einer längeren Übung, weitab von der Kaserne, sein Gewehr lassen?"*

*Soldat und Kind. Diese Beziehung reizt die Künstlerin immer wieder. Ein Relief, Soldat im Schilderhäuschen mit Kind, bringt das besonders zum Ausdruck. Da ist nichts aufgesetzt. Es ist doch ganz typisch, wie der Soldat mit dem seitlich danebenstehenden Kind korrespondiert. Man spürt, daß der Soldat ganz gern in die Hocke gehen würde, um mit dem Kind zu sprechen. Doch im Höchstfalle ist nur die Bewegung mit dem Kopf erlaubt. Vielleicht nicht einmal das.*

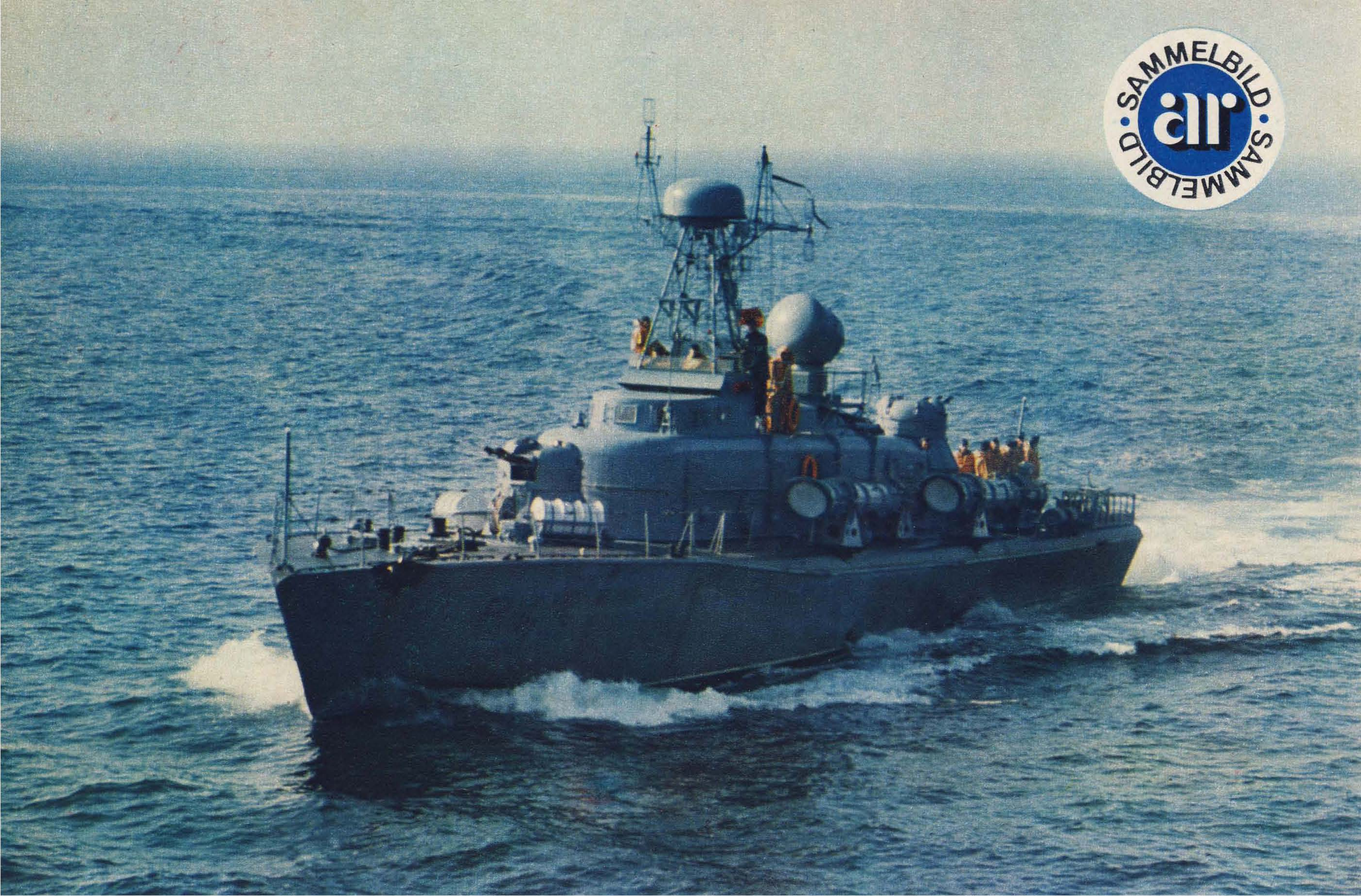
*Und noch etwas wird deutlich – es ist das Vertrauen, das dem Soldaten von dem Kind entgegengebracht wird. Es scheint um die Aufgabe des Soldaten zu wissen.*

*Man könnte sich wünschen, daß eine Künstlerin wie Johanna Jura unsere Armeeangehörigen, ihre Arbeits- und Lebensbedingungen, noch näher kennenlernt.*

*Sie besitzt ein sehr zartes Fingerspitzengefühl für lyrische Momente, selbst dort, wo Härte, Kraft und Mut im Vordergrund stehen.*

Hauptmann Wolfgang Matthèes




SAMMELBILD • SAMMELBILD
ar

Im Winter Sport

Im Winter Sport ≠ Wintersport

≠ Wintersport

Im Winter Sport ≠ Winter

Eine ganze Latte an Wintersportarten gibt es. Was darf's denn sein? Jeder hat die freie Auswahl sozusagen: Skilanglauf, -abfahrtslauf oder -springen? Rennrodeln, Bobfahren oder Biathlon? Eiskunstlauf, -hockey, -schnellauf oder -segeln?
Halt, genug! So einfach ist das ja nun auch wieder nicht. Die Soldaten der Grenzeinheit Becker schauten mich auch etwas mitleidig und verwundert an, als ich vor ihnen diese Wintersportpalette ausbreitete und fragte, was denn bei ihnen davon auf dem Freizeitsportprogramm stünde. „Spinnt der, oder will er uns auf den Arm nehmen?" mögen sie gedacht haben. Zugegeben, ein bißchen provokatorisch war die Frage schon. Eine Grenzeinheit ist ja schließlich kein Wintersportklub mit allen Voraussetzungen für die verschiedensten Disziplinen. Da gibt es vor allem eine Disziplin, an die halten sich alle, vom Soldaten bis zum Kommandeur – das ist die militärische Disziplin. Und was den Freizeitsport im Winter angeht, da muß man den gegebenen Bedingungen entsprechend – das Kompaniegebäude irgendwo im Wald, der nächste Ort ein ganzes Stück entfernt – sich etwas einfallen lassen.

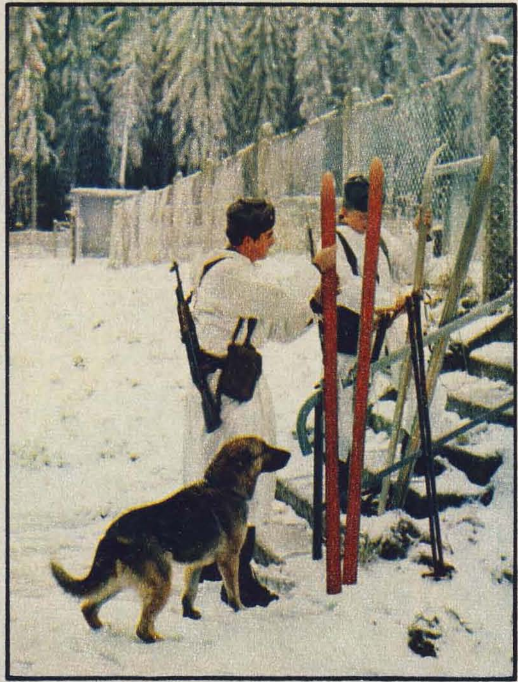


Also, wie sieht's denn nun aus mit dem Wintersport in der Einheit Becker?

Na Skilaufen, das ist ja wohl klar. Im Winter gehören die Bretter ohnehin zur Ausrüstung im täglichen Grenzdienst. Also üben wir das auch in der Freizeit, und das macht ja auch Spaß. Außerdem gibt's bei uns so eine Art Biathlon – Skipatrouillenlauf mit eingestreuten Schießaufgaben. Natürlich nicht jeden Tag. Wie die Zeit es erlaubt und der Dienst es zuläßt, führen wir im Winter ab und zu mal einen solchen Wettkampf durch. Und überhaupt, was heißt schon Wintersport? Bei uns wird *Sport* getrieben. Warum sollte nicht auch im Winter so etwas möglich sein: Waldlauf, Tischtennis, Volleyball, Krafttraining, Fußball . . . ? Genug, das reicht. Derart informiert, wollten wir uns diesen









Sportbetrieb mal etwas näher ansehen.
In der Kompanie Piotrowski erspähte unser auf Sport orientierter Blick als erstes eine große Wandzeitung im Flur: „Rund um den Fußball" stand drüber. Da rief die 2. FDJ-Gruppe zum sportlichen Wettstreit jeder gegen jeden auf. Die beste Mannschaft und der Torschützenkönig sollten prämiert werden.
Das ist gar nicht so neu, unsere Kleinfeldturniere laufen schon eine ganze Weile, hörten wir. Das geht das ganze Jahr über, ohne große Pausen. Ist eine Kompaniemeisterschaft ausgespielt, beginnt schon die nächste. Und das Wichtigste: Fast alle sind beteiligt. Jeder Zug stellt zwei Mannschaften mit je sechs Spielern, da gibt's nicht viele Zuschauer. Es war also sicher nicht ein glücklicher Zufall, daß kurz nach unserer Ankunft in der Kompanie schon zwei Mannschaften auf das kleine Spielfeld liefen. Oberligafußball erlebten wir natürlich nicht, aber Eifer, Spielfreude und Einsatz auf dem glatten Schneeboden konnten sich schon sehen lassen.
Einer der eifrigen Fußballer fiel noch besonders auf: ein etwas untersetzter, athletischer Spieler, der kämpfte, Tore schoß und seine Mitspieler immer wieder anfeuerte – ein echter Mannschaftskapitän. Leutnant Manfred Schmidt war das, Führer des 3. Zuges. Ja, wo die Vorgesetzten so aktiv und vorbildlich beim Freizeitsport dabei sind, da „läuft" es natürlich auch.
Und sonst? Den Freizeitsport zu organisieren, zu planen, ist wichtig, aber nicht immer möglich, besonders nicht in einer Grenzeinheit mit ständigem Schicht-





dienst rund um die Uhr, mit manchem plötzlichen Grenzalarm. Da geht es dann oft nur im ganz kleinen Kollektiv oder individuell. Aber auch das „geht" in der Kompanie Piotrowski. Wenn in einer Truppe erst einmal eine sportliche Atmosphäre herrscht, wie hier, dann muß nicht immer erst organisiert oder befohlen werden.

Soldat Jürgen Nokielski zum Beispiel ist einer von denen, die den Sport für sich selbst organisieren und durch Beispiel und Initiative andere dann mitziehen. Zu Hause, in Halle, war er aktiver Gewichtheber, „und hier wollte ich natürlich weitermachen". Rundgewichte, Fünfzig-Kilo-Hanteln und eine Reckstange gab es in der Kompanie. Damit begann er, erst einmal allein. Aber bald fanden sich Mitheber und Mit(klimm)zieher ein, vor allem natürlich zu Zeiten des Kraftsport-Fernwettkampfes.

Auch ein Nokielskiflugblatt mit Hinweisen für bestimmte Übungen und Trainingsanregungen mag dazu beigetragen haben. Jedenfalls klemmte es sich mancher, der noch zu wenig Dampf in den Muskeln hatte, hinter den Spiegel.

Jürgen Nokielski ist nicht der einzige „Aktivist" in Sachen

Sport. Hauptmann Horst Regner, Stellvertreter des Kompaniechefs und Sportgruppenorganisator, kann sich auf viele „treibende Kräfte" stützen, wie er seine tüchtigsten Sportler nennt.

Da ist Unteroffizier Werner Weigmann, ehemaliger Fußballer aus Neubrandenburg, der naturgemäß tüchtig „mitknödelt", aber auch beim Volleyball oder beim Krafttraining im Trockenraum nicht fehlt.

Da hörte ich von einem Radsportler, dem Gefreiten Knispel – nicht identisch oder verwandt mit unserem ehemaligen Friedensfahrer Bernd Knispel –, der hier freilich keine Gelegenheit hat, sich auf sein Rennrad zu schwingen.

Deshalb verkriecht er sich aber nicht in den Schmollwinkel, sondern er ist überall dabei, wo sich Soldaten körperlich „schaffen".

Auch ein Faustball-Nationalspieler hat es in einer Grenzkompanie schwer, für seine Spezialdisziplin Trainingsmöglichkeiten und -partner zu finden. Soldat Kirchhoff, das ist der Faustballer, gehört zur Sportgruppenleitung. Sein „Chef" dort, Hauptmann Regner, übrigens selbst fleißiger Sportler, 1972 „Stärkster Mann" des Truppenteils in seiner Altersklasse, lobte Kirchhoffs sportliche Aktivität und seine vorbildliche Dienstdurchführung.

„Überhaupt sind alle guten Sportler auch gute Soldaten", setzte er an dieser Stelle hinzu. Er sagte das sehr überzeugt, vielleicht ein bißchen zu generell. Denn da kommt vielleicht der eine oder andere Vorgesetzte mit Einschränkungen: „Ich habe da aber bei mir einen . . ."

Zugegeben, unter den Soldaten gibt es sicher auch (wie bei den Äpfeln) welche, die trotz roter (Sports)wangen schlechte (militärische) Stellen haben. Aber ich möchte diese doch – wie Hauptmann Regner – als die die Regel bestätigenden Ausnahmen ansehen. Jedenfalls hörten wir dasselbe in der Kompanie Babel. Der Kompaniechef zählte uns auf Anhieb eine ganze Reihe aktiver Sportler auf und hatte bei jedem Namen auf meine diesbezügliche Frage ein lobendes Beiwort: „prima Soldat", „vorbildlich im Dienst", „als ‚Bester' ausgezeichnet". Bei den Babels fanden wir dieses Mehr-als-gut noch öfter. Der Titel „Beste Sportgruppe" zierte ihre Visitenkarte, trotz wirklich nicht gerade idealer Bedingungen zum Sporttreiben. Für ihre Fußballvergleiche (wie in der Kompanie Piotrowski Zug gegen Zug) haben sie nur ein Miniplätzchen, halb zwischen Bäumen. Aber die Begeisterung minderte das nicht, zumal es um einen schmackhaften Turnierpreis ging. Der „Kampf" darum fand nicht nur auf dem Spielfeld statt, auch außerhalb gab es „psychologische Manöver": „Morgen könnt ihr zusehen kommen, wenn wir die Siegertorte verputzen." „Abwarten, die wird wohl auf unserem Tisch stehen."

Genauso freundschaftlich-ernst verlief der Wettbewerb im 50-Kilo-Hantelstoßen. Bis auf einen Schnitt von 16mal trieb man sich gegenseitig. Die Spitze erreichte Unteroffizier Roland Krupke, der den Zentner 35mal hochriß. Wer sich darunter nichts Genaues vorstellen kann, kann ja mal versuchen, wieviel er ohne Training schafft. Bei 20mal würde ich den Hut ziehen und auf ein „Naturtalent" tippen . . .

Nun habe ich noch nicht einmal von den Tischtennisvergleichen gegen die Aktiven des Standortes berichtet, auch nicht von den Fußballspielen Kompanie Piotrowski gegen Babel, nicht vom „Silvesterlauf" auf Skiern, den Hauptmann Regner organisierte, und nicht von den vielen individuellen Waldläufen.

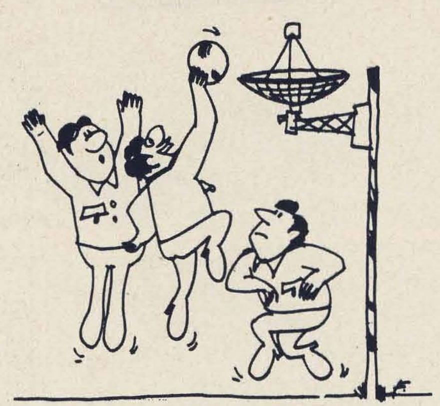
Eine geraume Zeit ist schon seit unserem Besuch vergangen. Einige der hier genannten Grenzsoldaten werden inzwischen wieder zu Hause sein. Sie haben aber sicher in der sportfreudigen Einheit Becker echte Nachfolger gefunden, die Vorbilder sind im Sport – ob nun Winter- oder sonstigen Sport – und Dienst.

*Oberstleutnant Günther Wirth*

Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 53 07 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 226 2715, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Fotosatz: Interdruck, Leipzig · Reproduktion und Druck: Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43 · Gestaltung: Horst Scheffler.

**Redaktionsschluß dieses Heftes: 23. 11. 1972**

Fotos: Uhlenhut (30), S. 28, 29, 31, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 84, 85, 86, 87, 88; Gebauer (30), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 16, 17, 19, 29, 89, 90, 91, 92, 93; Geb./Uhlenhut (1), S. 49; Patzer (1), Titel; Leher (1), Rücktitel; Arnold (1), S. 21; ZB (6), S. 25, 27, 52, 54, 55, 72, 73; Söllner (1), S. 28; MBD (1), S. 34; Reuel (1), S. 34; Archiv (9), S. 36, 37, 70, 82, 83; Ingeborg Uhlenhut (6), S. 40, 41, 42; Pawelec (1), S. 48; Semeljak (1), S. 70; Klöppel (1), S. 70; Fischer (1), S. 75; Poddubni (8), S. 76, 77, 78, 79, 80, 81; Nowosti (1), S. 82.



# FUNKMESSHILFE

Von József Fecső,
Budapest



31 036

*Notenkarussell und Fernsehboutique – wer denkt da nicht sofort an Schlager-, Chanson- und Folklorerhythmen, interpretiert gemeinsam mit Klaus-Dieter Henkler von*

*Monika Hauff*